

Militär-geschichte

Zeitschrift für historische Bildung

Heft 4/2024



»Gott will es«
Das Zeitalter der Kreuzzüge

Im Einsatz für das Leben
Die Gemeinschaft der »Barmherzigen
Schwestern«

Eine bunte Truppe
Auxiliareinheiten in der römischen
Kaiserzeit

Ungleiche Gegner?

Bundeswehr, NVA und Sowjetarmee im Kräftevergleich



ZMS BW
Zentrum für Militärgeschichte
und Sozialwissenschaften der
Bundeswehr

MILITÄR
HISTORISCHES
MUSEUM

Dresden

Barclay de Tolly mit Feder und Schwert

»NAPOLEON
MUSS UNTERGEHEN«



Sonderausstellung ab 27. September 2024



BUNDESWEHR

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

es ist mir eine große Freude, mich heute als neuer Mitherausgeber der Zeitschrift **Militärgeschichte** an Sie wenden zu dürfen. Seit Oktober 2024 bin ich neuer Leiter der Abteilung Bildung im Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr in Potsdam (ZMSBw). Traditionellerweise kommen dem Kommandeur des ZMSBw und dem Leiter Abteilung Bildung die freudige Aufgabe zu, als Herausgeber für die **Militärgeschichte** fungieren zu dürfen. Denn die **Militärgeschichte** ist die zentrale Zeitschrift für historische Bildung in der Bundeswehr, also wenn Sie so wollen unser »Flaggschiff« in diesem Bereich. Mit ihrem quartalsweisen Erscheinen und ihrem breiten Themenspektrum ist sie bestens geeignet, historische Bildung in die Bundeswehr hinein zu vermitteln.

Und – historische Bildung ist wichtig wie eh und je und heute vielleicht sogar noch wichtiger. So zeigen uns die »Zeitenwende« und die erneute Rückbesinnung der Bundeswehr auf die Landes- und Bündnisverteidigung, wie wertvoll und teilweise essenziell das Verständnis des Kalten Krieges wie auch der Zeit nach der deutschen Wiedervereinigung 1990 ist. Es hilft uns heute Lebenden, die politischen Entwicklungen seit der russischen Annexion der Krim 2014 beziehungsweise den Angriff auf die Ukraine 2022 besser einordnen und verstehen zu können. Gleichzeitig können auch Schlussfolgerungen für das gegenwärtige Handeln gezogen werden.

Eine fundierte historische Bildung braucht aber mehr als eine bloße Ausrichtung auf die Zeitgeschichte und die jüngste Vergangenheit. Erst wer die historischen Tiefendimensionen von Geschichte erfasst, findet die notwendige Orientierung, um sich und sein Handeln, seine Bedingtheit wie Abhängigkeit von historischen Entwicklungen einordnen und verstehen zu können.

In diesem Sinn greift auch diese Ausgabe der **Militärgeschichte** ein breites Spektrum verschiedener Themen von der Antike über das europäische Mittelalter bis zur Zeitgeschichte herauf auf. So schreibt Lucas Michaelis zu den römischen Auxiliareinheiten der Antike. Helene Heldt widmet sich in ihrem Beitrag den »Barmherzigen Schwestern« und Klaus Storkmann bietet uns einen Kräftevergleich zwischen Bundeswehr und Nationaler Volksarmee in der Zeit des Kalten Krieges. Ich freue mich sehr, zu dieser Ausgabe auch einen eigenen Beitrag beizusteuern, in dem ich einen Überblick über die Kreuzzüge in das Heilige Land im europäischen Mittelalter gebe. Ich hoffe, dass Sie wieder neugierig geworden sind auf viele unterschiedliche und spannende Beiträge und wünsche Ihnen viel Freude beim Lesen und einen hohen Erkenntnisgewinn.

Dr. Martin W. Hofbauer
Oberst i.G. und Leiter der Abteilung Bildung
im Zentrum für Militärgeschichte und
Sozialwissenschaften der Bundeswehr



Militärsgeschichte | Zeitschrift für historische Bildung



Bundeswehr/Matthias Zins

6
Kriegstüchtige Bundeswehr? Verladung von Panzern während des Manövers »Sankt Georg« im Raum Fulda, Herbst 1980.



mauritius images / Memento

14
Helferin in der Not: Eine »Barmherzige Schwester« versorgt einen russischen Soldaten im Ersten Weltkrieg.



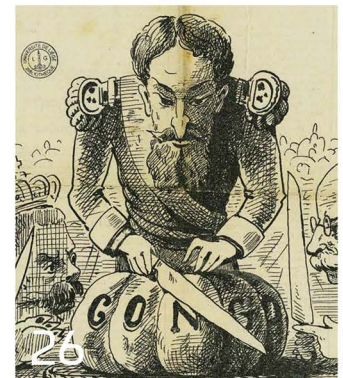
Yvan Traveret / akg-images

18
Im Gefolge des Glaubens: Die Ritter der Kreuzzüge waren überzeugt, ihre Mission in höherem Auftrag zu erfüllen.



mauritius images / P. Widmann

30
In Vielfalt vereint? Die Römer integrierten verschiedenste Volksgruppen in ihr Militär.



wikimedia

26
»Scramble for Africa«: Die Kongokonferenz 1884.

Ort des Gedenkens: Im Wald der Erinnerung haben Angehörige gefallener Soldatinnen und Soldaten die Möglichkeit, das Andenken an diese zu wahren und persönliche Erinnerungsstücke zu hinterlassen.



Bundeswehr / Marc Tessensohn

Inhalt 4/2024

- 6 **KALTER KRIEG**
Kräfte und Fähigkeiten
 Großverbände der Bundeswehr, der NVA und der sowjetischen Armee im Kräftevergleich 1987
- 12 **IM BLICKPUNKT**
Wald der Erinnerung
- 14 **INTERNATIONALE MILITÄRGESCHICHTE**
Im Einsatz für das Leben
 Die Gemeinschaft der »Barmherzigen Schwestern« in Russland
- 18 **MITTELALTER**
»Im Namen des Glaubens«
 Das Zeitalter der Kreuzzüge
- 26 **MILITÄRGESCHICHTE IM BILD**
Kongokonferenz 1884

- 28 **GESCHICHTE KOMPAKT**
Tschetschenienkrieg | 1994
Schlacht bei Ayacucho | 1824
Schlacht im Golf von Leyte | 1944
- 30 **ANTIKE**
Gelungene Integration?
 Auxiliareinheiten in der römischen Kaiserzeit
- 34 **SERVICE**
Bücher | Medien
Ausstellungen | Der besondere Tipp
Impressum

Coverbild: Militärparade der Nationalen Volksarmee (NVA) anlässlich der traditionellen Demonstration in Ost-Berlin am 1. Mai 1975, dem »Internationalen Kampf- und Feiertag der Werktätigen für Frieden und Sozialismus«.
 © picture alliance / ZB | ddrbildarchiv

Kräfte und Fähigkeiten

Großverbände der Bundeswehr, der NVA und der sowjetischen Armee im Kräftevergleich 1987

Der Blick auf Kräfte und die vermutete Absicht des Gegners gehört zum Einmaleins der Lagebeurteilung im Militär. Im Kalten Krieg standen sich das III. Korps der Bundeswehr und Verbände der Nationalen Volksarmee (NVA) sowie der Sowjetunion an der innerdeutschen Grenze unmittelbar gegenüber. Der Vergleich der zugehörigen Kräfte analysiert, inwiefern die immer wieder postulierte konventionelle Überlegenheit des Warschauer Paktes in der Mitte Europas die Realitäten abbildete.

Von Klaus Storkmann

Bundeswehr / Matthias Zins



Mögliche deutsch-deutsche Konfrontation: Ein Kampfpanzer der Bundeswehr vom Typ Leopard 1A1A1 während des Manövers »Sankt Georg« im GroBraun Fulda im September 1980 ...

Bis zum Ende des Kalten Krieges 1990 befanden sich westlich der Grenze zur DDR die Gefechtsstreifen von neun Korps aus sechs NATO-Staaten. Den Raum Nordhessen sollte im Fall eines Angriffs des Warschauer Paktes das III. Korps der Bundeswehr in einer beweglich geführten Verteidigungsoperation halten. Seine nördliche Grenze zum I. Belgischen Korps lag südlich Göttingen, seine südliche zum V. US-Korps etwa entlang der A 4 nördlich Bad Hersfeld. Für seine Aufgabe hatte das III. Korps aber nicht seine Friedensstärke von rund 70 000 Soldaten in drei Divisionen zur Verfügung. Laut Truppeneinteilung im General Defense Plan (GDP) blieb ihm mit Einnehmen der GDP-Gliederung nur eine der drei Brigaden der 12. Panzerdivision, da zwei an das VII. US-Korps abgegeben werden sollten. Somit umfasste das III. Korps die 2. Panzergrenadier- und die 5. Panzerdivision mit jeweils drei Brigaden

und die Panzerbrigade 34. Anders als noch bis Mitte der 1980er Jahre sollte 1987 auch die Luftlandebrigade 26 nicht mehr dem III. Korps unterstellt werden, sondern mit der Luftlandebrigade 25 beim II. Korps zur Operationsführung am südlichen Rand des Korps eingesetzt werden.

Gegnerische Kräfte

Im für die Feindlagebeurteilung des III. Korps relevanten Raum, im Süden der DDR, lagen Verbände der sowjetischen 8. Gardearmee mit Stab in Nohra bei Weimar und der 1. Gardepanzerarmee mit Stab in Dresden sowie des Militärbezirks III der NVA mit Stab in Leipzig. Bei einer Mobilmachung sollte aus diesem die 3. Armee der NVA aufwachsen.

Die Armeen des Warschauer Paktes wurden in der Beurteilung der NATO mit den eigenen Korps verglichen, da

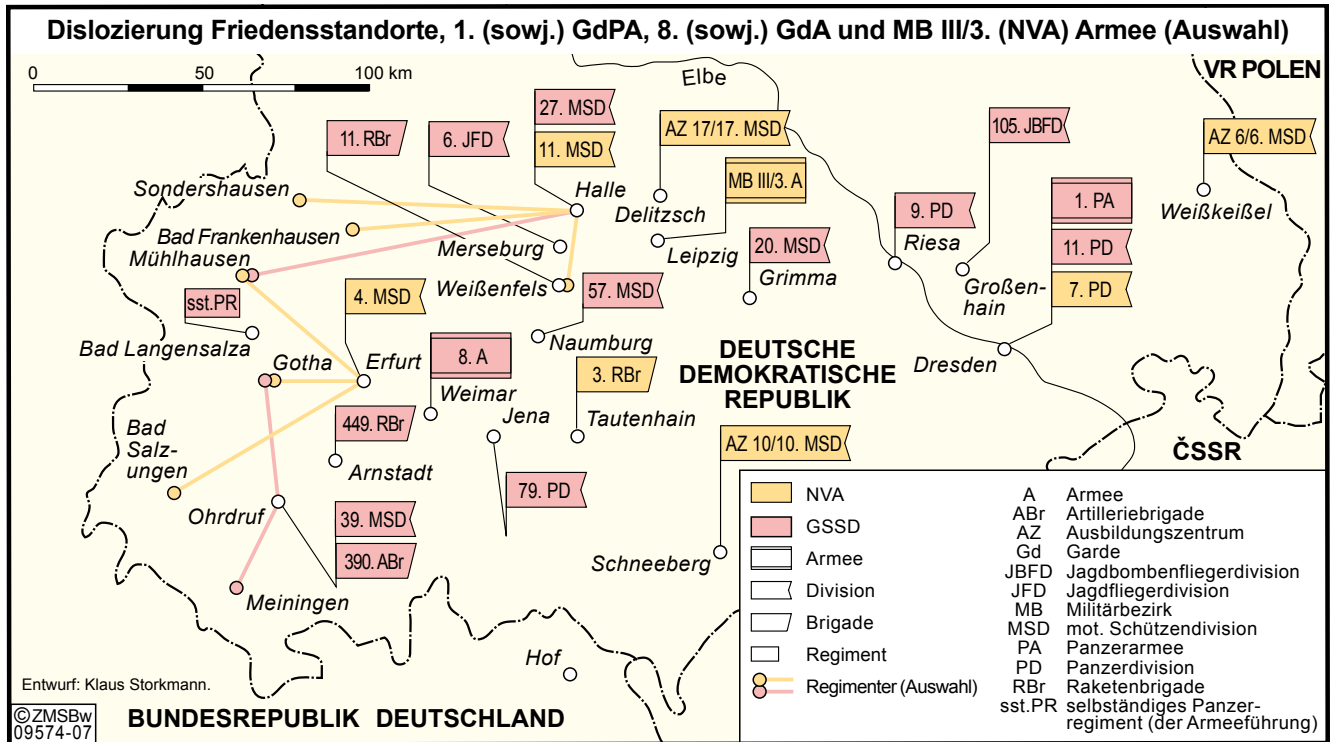
diese Führungsebene im Osten fehlte. Die 8. Gardearmee (73 000 Mann, diese und folgende Stärkeangaben gerundet) und die 3. Armee (55 500 Mann, mit einer mobilzumachenden Division 70 000 Mann) umfassten je drei motorisierte (mot.) Schützendivisionen (MSD) mit jeweils 14 500 Mann und je eine Panzerdivision mit 12 500 Mann. Zum Vergleich: Die Divisionen der Bundeswehr sollten von ihrer Friedensstärke von jeweils 18 000 Soldaten auf eine Verteidigungsstärke von 26 000 Mann aufwachsen. Die sowjetischen Divisionen waren bereits im Frieden zu 100 Prozent aufgestellt. Die dritte MSD der 3. Armee sollte aus einem Ausbildungszentrum im sächsischen Schneeberg mit dessen Stammpersonal und Reservisten mobilgemacht werden, ihre Bewaffnung und das Gerät waren eingelagert. Die NVA plante hier zudem mit weiteren drei mobilzumachenden MSD, von denen zwei als Reserve des (sowjetischen) Front-



akg-images / picture-alliance / ZB / Eberhard Klöppel

... und ein Schützenpanzer des Typs BMP und eine Flugabwehr-Selbstfahrlafette des Typs ZSU-23-4 »Schilka« der NVA bei einer Übung, undatiertes Foto von 1981.





Die Karte zeigt die Dislozierung der Verbände der Kräfte des Warschauer Paktes, die dem III. Korps gegenüberstanden bis hinunter auf Divisions- und Brigadeebene an ihren Friedensstandorten. Die nahe an der innerdeutschen Grenze stationierten und damit für die Feindlagebeurteilung besonders relevanten Regimenter sind hier zusätzlich erfasst und ihren Divisionen zugeordnet.

oberbefehlshabers eingeplant waren. Die 1. Gardepanzerarmee war mit nur drei Divisionen und 55 700 Mann die kleinste aller fünf in der DDR stationierten sowjetischen Armeen. Jede sowjetische Division und die der NVA gliederten sich, anders als die der Bundeswehr, nicht in Brigaden, sondern in vier Panzer- bzw. mot. Schützenregimenter (Mischung drei zu eins oder umgekehrt) und ein Artillerieregiment. Brigaden gab es auch, aber nur in den Kampfunterstützungstruppen auf Armeeebene, vor allem Raketen- und Artilleriebrigaden.

In seiner Feindlagebeurteilung als Grundlage des GDP 1987 erkannte der darauf spezialisierte G2-Offizier des III. Korps die drei Armeen und deren Divisionen in ihrer Friedensgliederung richtig. Deren Personalstärke (für die 3. Armee in Friedensgliederung mit nur drei Divisionen) summierte der G2 auf 167 500 Mann und lag damit, wie wir heute wissen, unter der tatsächlichen Stärke von 184 000 Mann. Zudem ging das Korps von der Eingliederung dreier

mobilmachender NVA-Divisionen in die Kräfte der 3. Armee aus. Für deren Mobilmachung veranschlagte der G2 nur zwei Tage. Statt drei war aber nur eine Mobilmachungsdivision (Mob-MSD) für die 3. Armee vorgesehen; die anderen zwei sollten als Reserve der Front verbleiben. Aber auch deren zusammen 29 000 Soldaten standen ja im Raum und müssen, wie es der G2 tat, mitbetrachtet werden. Mit den drei Mob-MSD summierten sich die Kräfte der Sowjetarmee und der NVA auf 227 500 Soldaten. Der G2 hatte damit die gegnerische Stärke vor seinem III. Korps und den beiden US-Korps südlich von ihm um 17 500 Soldaten zu gering geschätzt.

Feindlagebeurteilung des III. Korps

Als angreifende gegnerische Kräfte im eigenen Gefechtsstreifen nahm das III. Korps die 3. Armee mit zwei bis drei Divisionen »im Zuge der Achse Nordhausen/Heiligenstadt – Göttingen« an. Südlich davon, »im Zuge der Achse Ei-

senach – BAB 4 – BAB 48 bzw. Fulda«, also am eigenen rechten Flügel, sah es die sowjetische 8. Gardearmee, aber mit nur einer Division im eigenen Gefechtsstreifen. Alle diese Kräfte gehörten zur ersten operativen Staffel. Als zweite operative Staffel vermutete das Korps die 1. Gardepanzerarmee. Deren Einsatz »vor oder gleichzeitig« mit der 8. Gardearmee wurde »aus Raumgründen und wegen ungünstiger Friedensdislozierung« als »unwahrscheinlich« bewertet.

Den Kräftevergleich im konkreten Raum zwischen III. Korps und 3. Armee stellt die nebenstehende Grafik in Bataillonen beziehungsweise Bataillonsäquivalenten nach Truppengattungen 1988 dar. Die Stärken und Schwächen beider sind klar zu erkennen, vor allem die Artilleriestärke der NVA. Die direkt der Führung der 3. Armee unterstellten Artilleriekräfte umfassten nach Mobilmachung eine 1800 Mann starke Artilleriebrigade, eine mit zwölf operativ-taktischen Raketen des Typs »Elbrus« (NATO-Codename SS-1c »Scud-B«) aus-

gestattete Raketenbrigade und ein weiteres 650 Mann starkes Artillerieaufklärungsregiment.

Zusammen mit einer weiteren mit vier Kurzstreckenraketen des Typs »Luna-M« (NATO: »FROG-7«) ausgestattete Raketenabteilung, einer Geschosswerferabteilung (in der Bundeswehr als Mehrfachraketenwerfer bezeichnet) in den Divisionstruppen und je einer Artillerieabteilung in den mot. Schützenregimentern (nicht in den Panzerregimentern) summierten sich die Artilleriekräfte auf 44 Abteilungen (Bataillonen entsprechend). Das III. Korps verfügte über ein mit sechs Lenkraketenwerfern M752 für die Rakete MGM-52 »Lance« ausgestattetes, knapp 700 Mann starkes Raketenartilleriebataillon. Die »Lance« wie die »Scud-B« waren nuklearfähig.

Die beiden Divisionen des III. Korps besaßen je ein Feldartilleriebataillon mit 18 Feldhaubitzen FH 70, Kaliber 155 mm, und 18 Feldhaubitzen M110, Kaliber 203 mm, ein Raketenartilleriebataillon mit 16 110-mm-Mehrfachraketenwerfern LARS und ein Artilleriebeobachtungsbataillon. Die nach GDP sieben Brigaden des Korps hatten je ein Panzer-

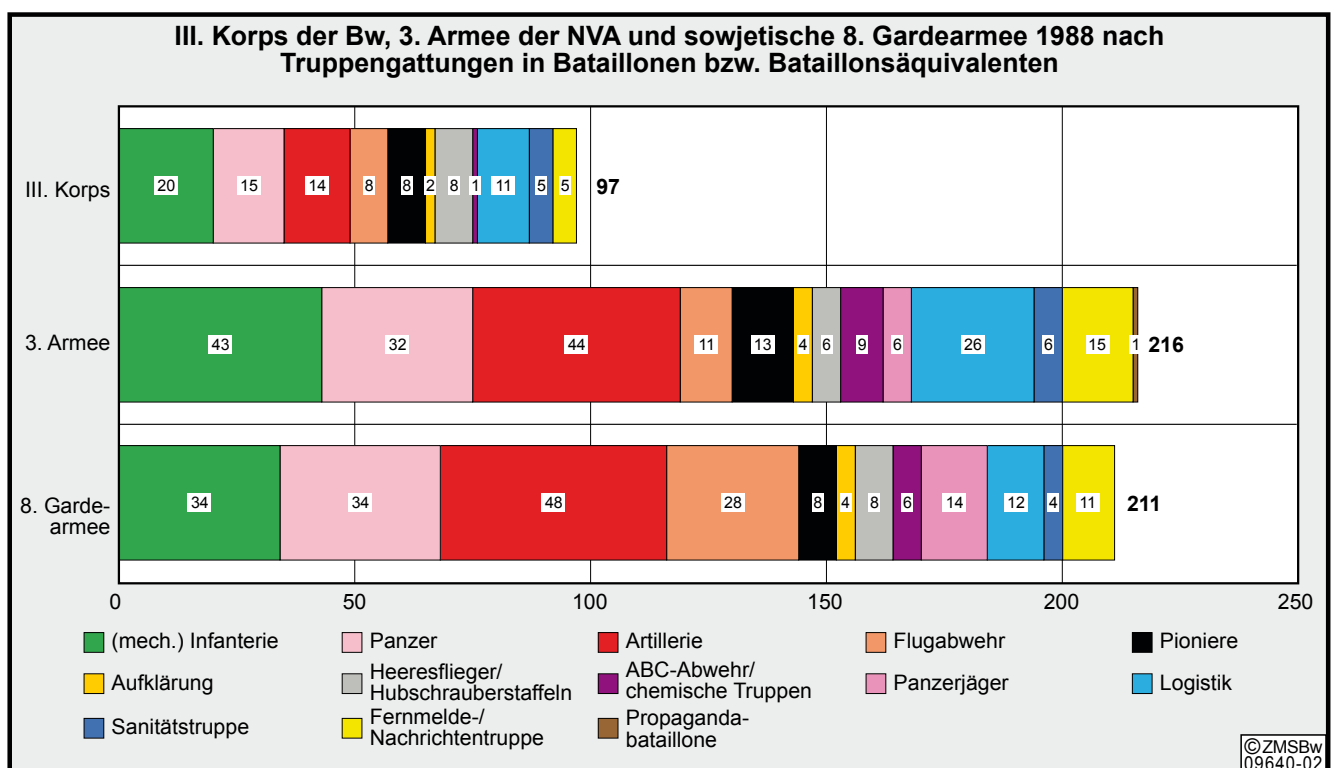
artilleriebataillon mit 18 155-mm-Panzerhaubitzen M109G. In der Summe hatte das Korps auf drei Führungsebenen 14 Artilleriebataillone.

Auch bei mechanisierten Infanterie- und Sicherungskräften und bei Panzerbataillonen tritt die große Überlegenheit der 3. Armee deutlich hervor, zumindest der Zahl nach. Zu den 22 im Frieden aktiven Panzerbataillonen stießen sechs in der mobilzumachenden 10. MSD und weitere vier Reserve-Panzerbataillone auf Armeeebene. Das III. Korps verfügte über sieben Panzerbataillone in der 5. Panzerdivision, über fünf in der 2. Panzergrenadierdivision und weitere drei in der Panzerbrigade 34, in der Summe also 15. Hinzu kam ein Panzeraufklärungsbataillon je Division sowohl in der Bundeswehr als auch in der NVA.

Wichtig für die Interpretation dieser Grafik und der Zahlen ist der Hinweis, dass die Zahl der Bataillone allein noch nichts über deren Kampfkraft und Gefechtswert aussagt, da die Bataillone in der NVA generell personell und von der Zahl der Waffensysteme kleiner waren als die der Bundeswehr. Qualitative Unterschiede zwischen den Waffen-

systemen und anderem Gerät in beiden Armeen und deren tatsächliche Einsatzbereitschaft müssen hier gänzlich unberücksichtigt bleiben, ebenso die Kräfte der Luftstreitkräfte, die in das Geschehen am Boden in den Verteidigungsbeziehungsweise Angriffsoperationen unterstützend eingreifen würden.

Die Daten eröffnen aber die Möglichkeit einer prozentualen Betrachtung der Kräfterdispositive beider deutscher Großverbände nach Truppengattungen. Daraus wiederum lassen sich Schlüsse auf die Fähigkeitsprofile und damit auf erkennbare Stärken und Schwächen im Einsatz auf dem Gefechtsfeld ziehen. Wegen der unterschiedlichen Gesamtstärke beider Großverbände machten deren mechanisierte Infanterie- und Sicherungskräfte, obwohl 43 zu 20 Bataillone, in beiden rund 20 Prozent der Gesamtkräfte aus. Anders als in den beiden anderen Korps des Feldheeres und anders als in der 3. Armee (dort 20 Prozent Anteil) war mit 14,5 Prozent seiner Gesamtkräfte nicht die Artillerie des III. Korps in seiner GDP-Aufstellung 1987 die größte Truppengattung, sondern die Panzertruppe. Dies lag an der



Besonderheit der geplanten Truppeneinteilung: dem Korps sollte eine zusätzliche Panzerbrigade unterstellt werden, nicht aber die artilleriestarken Divisionstruppen. Dagegen hatte das III. Korps ein deutliches Plus an Hubschraubern, nicht nur in absoluten Zahlen, sondern noch stärker in deren prozentualem Anteil von acht zu drei Prozent am Gesamtkräfteedispositiv gegenüber der 3. Armee. Deren 26 Transport- und Instandsetzungsbataillone der Rückwärtigen Dienste fallen in der Grafik deutlich mehr auf als die Logistik des III. Korps, waren aber mit zwölf Prozent anteilig kaum mehr als dessen elf Nachschub-, Transport-, und Instandsetzungsbataillone. Dem ABC-Abwehrbataillon des Korps standen auf NVA-Seite neun Bataillone der chemischen Truppen gegenüber. Jede Heeresdivision verfügte noch über eine ABC-Abwehrkompanie.

Stärken und Schwächen

Auch unter Berücksichtigung der stark differierenden Personalstärken der Bataillone fallen wieder deutliche Unterschiede in den Kräftedispositiven auf: Da ist die Panzerstärke der 8. Gardarmee, die mit ihren 34 Panzerbataillonen die 15 des III. Korps um einen Faktor größer als zwei übertrumpfte. Anders als in absoluten Zahlen lagen die prozentualen Anteile mit 16 Prozent in der 8. Gar-

dearmee nur unwesentlich über den je 15 Prozent in den zwei zuvor gegenübergestellten deutschen Großverbänden. Auf ebenfalls 34 Bataillone beziehungsweise 16 Prozent summierten sich die sowjetischen mot. Schützen- und anderen Infanterietruppententeile. Die 13 Panzergrenadierbataillone und sieben Jäger- und Sicherungsbataillone des III. Korps entsprachen dort einem Anteil von 20 Prozent. Genauso hoch war der Anteil in der 3. Armee. Anders als die 3. Armee der NVA war eine der zwei Raketenbrigaden der 8. Gardarmee seit 1984 mit dem operativ-taktischen Raketenkomplex »Oka« (NATO: SS-23 »Spider«) ausgestattet. Aufgrund des 1987 unterzeichneten INF-Abkommens zur Beseitigung von Mittelstreckenraketen wurden diese Raketen 1988 abgezogen und die Brigade wieder mit dem Raketenkomplex »Elbrus« ausgestattet. Der Kräftevergleich belegt die Artilleriestärke der Sowjetarmee (22 Prozent in der 8. Gardarmee) und der nach ihrem Modell geschaffenen NVA (20 Prozent in der 3. Armee) gegenüber den 14 Prozent im III. Korps. Diese baute auf den Erfahrungen und Erfolgen des Zweiten Weltkrieges auf, die sich in dem Josef Stalin zugeschriebenen Zitat von der Artillerie als »Göttin des Krieges« auf den Punkt bringen ließen.

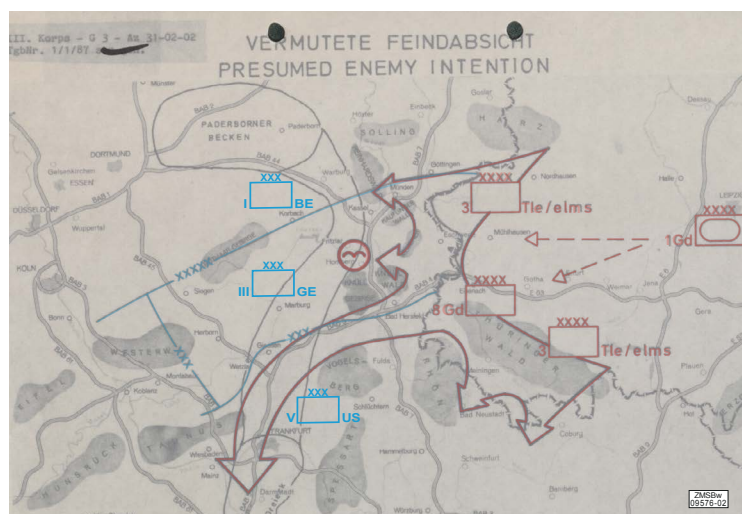
Der Grund für die signifikante Stärke der 8. Gardarmee bei Flugabwehrkräf-

ten lag in dem bei ihr, anders als in anderen sowjetischen Armeen, bereits 1988 voll abgeschlossen Aufwuchs der Fla-Batterien zu Fla-Abteilungen in den mot. Schützen- und Panzerregimentern, eine Reaktion auf die neue Stärke der NATO-Luftwaffen. Deren Summe lag mit 28 deutlich über den elf der 3. Armee und den acht des III. Korps.

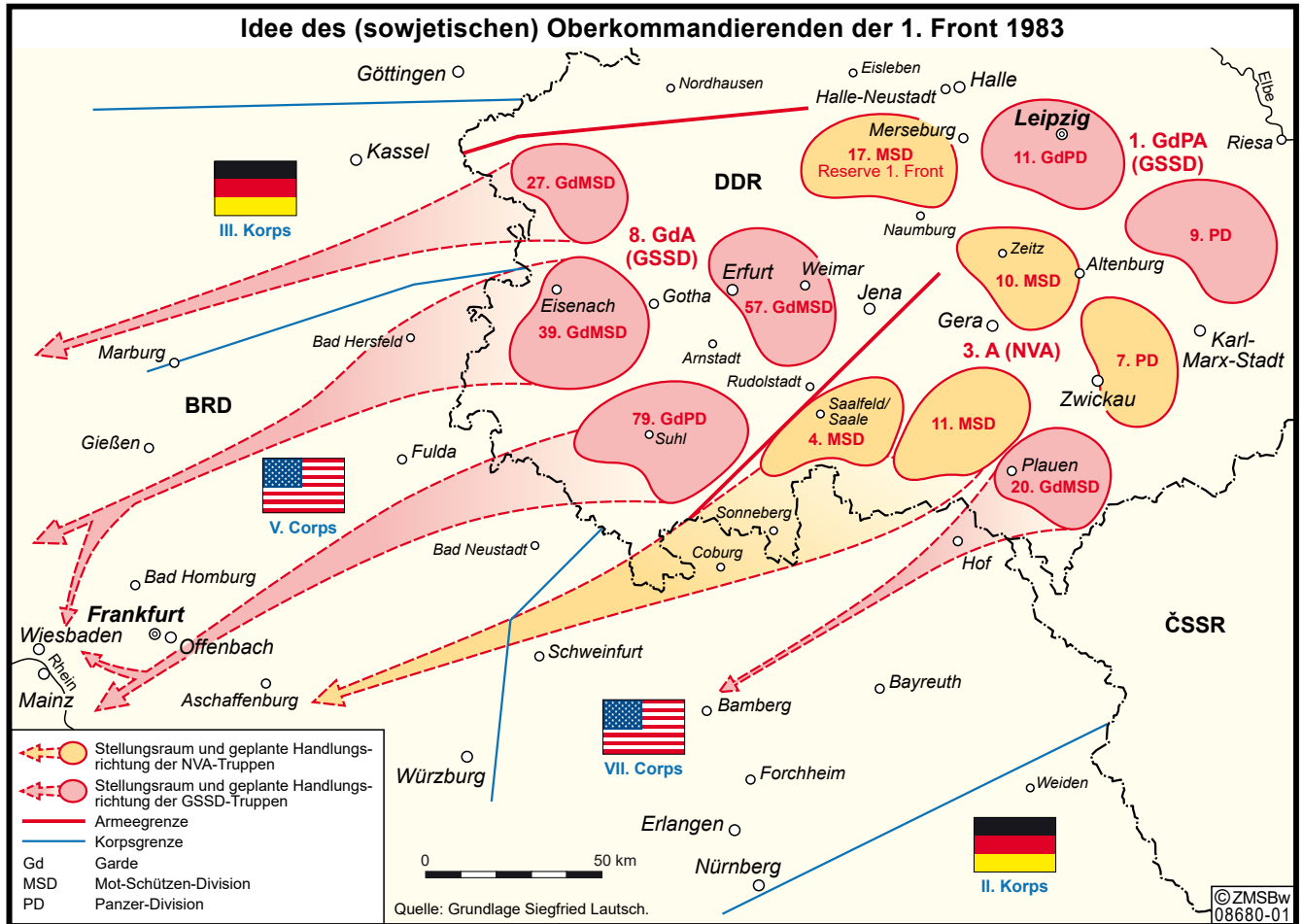
Signifikant sind die Unterschiede im Anteil der Logistik am Gesamtkräfteedispositiv. Diese umfasste bei der 8. Gardarmee mit zwölf Bataillonen nahezu genauso viele wie die des ungleich kleineren III. Korps mit seinen elf. Besonders deutlich fällt die Zahl der Transport- und Instandsetzungsbataillone im sowjetischen Großverband im Vergleich zu den 26 Bataillonen in der 3. Armee ab. Die Logistiktruppenteile umfassten nur 5,5 Prozent der Bataillone der 8. Gardarmee, aber elf Prozent im III. Korps und zwölf Prozent in der 3. Armee.

Die erstaunlich schwache Aufstellung der in der DDR stationierten Sowjetstreitkräfte mit eigenen Logistikkräften unterstreicht die vorgesehene Aufgabenteilung mit der NVA. Logistische und medizinische Leistungen sollten im Kriegsfall von der DDR und ihren mobilzumachenden, aus Reservisten neu aufzustellenden Verbänden erbracht werden. Das war schon in den 1970er Jahren der westlichen Aufklärung nicht verborgen geblieben, die daraus ihre Schlüsse zog. Der durch die Logistikschwäche unumgängliche Rückgriff auf breite zivile Ressourcen machte etwaige Kriegsvorbereitungen der Sowjetarmee für die westliche Aufklärung detektierbar. Dies kann so auch für die DDR-Streitkräfte mit ihrem Auftrag gelten. 1974 schätzte eine Analyse des Bonner Führungsstabes der Streitkräfte die Möglichkeiten der sowjetischen Divisionen in der DDR, »aus dem Stand« heraus anzutreten, nur für wenige Verbände als realistisch ein.

»Selbst diese könnten aber keine weitgesteckten Angriffsziele verfolgen, weil sie mangels Transportmöglichkeiten in Nachschubschwierigkeiten mit Mengenverbrauchsgütern gerieten. Für die Bereitstellung der ab Armeeebene aufwärts aus dem zivilen Bereich mobilzumachenden Transportmittel für die Ver-



Karte zur Feindlagebeurteilung des III. Korps 1987. Zusätzliche Einträge: Klaus Storkmann.



sorgungsdienste würden sie so viel Zeit benötigen, dass dadurch die Warn- und Reaktionszeit verlängert und die Wahrscheinlichkeit frühzeitiger Indikation erhöht würde.«

Sowjetische Angriffsplanung

Zusammengerechnet lag der Anteil der Kampf- und Kampfunterstützungsbataillone auf Armeeebene bei der 8. Gardarmee mit 86,5 Prozent signifikant höher als die je 78 Prozent im NVA-Pendant und im III. Korps. Logistisch von der NVA massiv unterstützt, sollte sich die 8. Gardarmee stärker bis fast gänzlich auf den Kampf und die Kampfunterstützung konzentrieren können.

Wie hochaktuell der Blick auf das Kräfteprofil einer Streitmacht im Detail ist, zeigten die schon am zweiten Tag ihres Angriffs auf die Ukraine im Februar 2022 deutlich werdenden Schwächen der rus-

sischen Armee, vor allem in deren Logistik. Videos von wegen Treibstoffmangels liegengelassenen russischen Schützenpanzern gingen um die Welt. Ob die von der NVA aufzustellenden Logistikkräfte für die Versorgung der Sowjetarmee im Angriff gen Westen im Fall des Falles wirklich ausreichend gewesen wären, wird immer eine offene Frage bleiben. Der Realitätstest wurde nie notwendig.

Auf der auf Basis der Erinnerung eines NVA-Stabsoffiziers erstellten Karte ist erkennbar, dass vor dem III. Korps nur eine sowjetische MSD auf dem rechten Flügel der 8. Gardarmee angetreten wäre. Die 3. Armee sollte als linker Nachbar der 8. Gardarmee gegen das amerikanische VII. Korps in Oberfranken angreifen. Gegen nur eine MSD, also weniger als 25 Prozent der 8. Gardarmee, sähe der Kräftevergleich zum III. Korps gänzlich anders aus. Dies war aber die Planung 1983. Ab Mitte der

1980er Jahre gingen die Sowjetunion und der Warschauer Pakt zur Planung einer reinen Verteidigungsoperation auf DDR-Gebiet über. Das neue, nur auf Defensive ausgerichtete strategische Konzept wurde 1987 offiziell bekanntgegeben. Was die reale damalige sowjetische Planung in den versiegelten Umschlägen war, wissen wir bis heute nicht.

Oberstleutnant Dr. Klaus Storkmann
 ist Projektbereichsleiter Militärsgeschichte der DDR im Bündnis am ZMSBw.

Literaturtipps

Klaus Storkmann, *Militär als Organisation. Aufbaugliederung, Kräfte, Mittel und Fähigkeiten beider deutschen Streitkräfte und Verteidigungsministerien 1970 bis 1989 im Vergleich* (im Erscheinen).

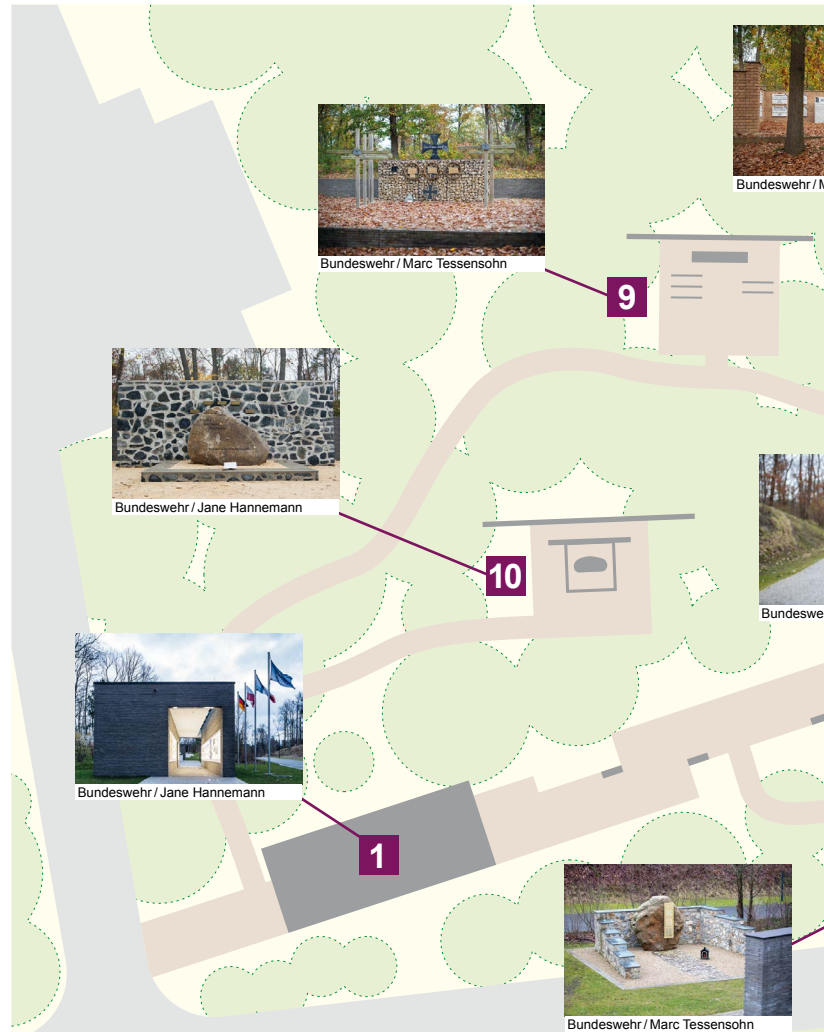
Zehn Jahre »Wald der Erinnerung«

Von Celine Ofenito und Martin Schulz

Am 15. November 2014 wurde in der Henning-von-Tresckow-Kaserne bei Potsdam der Wald der Erinnerung eingeweiht. Neben der politischen Leitung der Bundeswehr waren Hinterbliebene und Veteranen anwesend. Der 4500 m² große Gedenkort ergänzt das Ehrenmal der Bundeswehr und den Informationsraum am Bendlerblock in Berlin. Seine herausragende Besonderheit ist die Anlage, die einem Friedwald ähnelt.

Die Errichtung eines Waldes der Erinnerung geht auf die Initiative der Hinterbliebenen zurück, die sich für ihre im Dienst gefallenen oder gestorbenen Angehörigen einen würdevollen Erinnerungsort wünschten. Die Idee wurde mit den ohnehin laufenden Überlegungen zum Verbleib der Ehrenhaine aus den Auslandseinsätzen verknüpft. Zahlreiche Soldaten der Bundeswehr dienten in diesen Missionen, 116 bezahlten bis Anfang 2024 mit ihrem Leben. Ihre Namen sind auf dem »Weg der Erinnerung« an den Namensstelen verewigt.

1. Empfangs- und Informationebäude
2. »Weg der Erinnerung« mit Namensstelen
3. Ehrenhain Prizren, Kosovo
4. Ehrenhain Rajlovac/Sarajevo, Bosnien-Herzegowina
5. Ehrenhain Mazar-e Sharif, Afghanistan



»Einen Friedhof habe ich immer als einen sehr bedrückenden und mit tiefer Trauer verbundenen Ort empfunden. Dagegen wird ein Friedwald mit dem Symbol des Lebens, nämlich den Bäumen, in Verbindung gebracht und somit steht das Leben im Vordergrund und nicht der Tod.«

Oberstabsfeldwebel Axel Hammers
Rede vom 15. November 2014

»Auch wir wünschen uns kein Mitleid, sondern ehrliches Interesse und Mitgefühl und ein würdiges Gedenken an unsere verstorbenen Angehörigen. Mit diesem Wald der Erinnerung ist ein großer Schritt in diese Richtung getan worden, ein Schritt auf dem Weg zu einer eigenen Gedenkkultur, die zu unserem Land und unserer Vergangenheit passt, die nicht in die Richtung Heldenverehrung gehen darf, sondern würdevolles Erinnern ermöglicht.«

Tanja Menz, Mutter eines Gefallenen
Rede vom 15. November 2014



6. »Ort der Stille«
7. Ehrenhain Kundus, Afghanistan
8. Ehrenhain Kabul, Afghanistan
9. Ehrenhain OP-North, Afghanistan
10. Ehrenhain Feyzabad, Afghanistan

Kontakt und weitere Infos:

Besucher- und Betreuungsorganisation
Wald der Erinnerung
Henning-von-Tresckow-Kaserne
Ortsteil Geltow
Werderscher Damm 21–29
14548 Schwielowsee



Im Einsatz für das Leben

Die Gemeinschaft der »Barmherzigen Schwestern« in Russland

Kriege führen unweigerlich zu Tod und Verwundung. Die medizinische Versorgung in Kriegen spiegelt die Entwicklungen der medizinischen Wissenschaft sowie den ethischen Wertewandel der Zivilisationen wider. Ein eindrückliches Beispiel hierfür stellt die Organisation der Barmherzigen Schwestern im Russländischen Reich des 19. und frühen 20. Jahrhunderts dar.

Von Helene Heldt

Die »Heilig-Kreuz-Gemeinschaft« war die erste institutionelle Organisation von Barmherzigen Schwestern im Russischen Reich, die 1854 auf Initiative des Militärarztes Nikolai Iwanowitsch Pirogow und unter der Schirmherrschaft der Großfürstin Helena Pawlowna gegründet wurde. Zar Nikolaus I. stellte eingangs 200 000 Rubel zur Finanzierung der Gemeinschaft zur Verfügung. Seinem Beispiel folgten zahlreiche Aristokraten mit privaten Spenden. Pirogow war ein renommierter Professor für Chirurgie an der Hochschule für Medizin in Sankt Petersburg und Begründer der Feldchirurgie. Als Militärarzt im Krimkrieg (1853–1856) erkannte er die Notwendigkeit von medizinisch ausgebildetem Pflegepersonal bei der Versorgung Tausender verwundeter Soldaten. Die katastrophalen hygienischen Bedingungen und der Mangel an medizinischem Personal bedeuteten für das russländische Militär eine ernsthafte Bedrohung. Ein Großteil der Ver-

wundeten verstarb zu dieser Zeit noch infolge von Infektionskrankheiten und in Ermangelung einer schnellen medizinischen Versorgung in den Lazaretten oder in provisorischen Krankenlagern. Hier engagierten sich wiederum bereits vor allem Soldatenfrauen in Eigeninitiative und aus der Not heraus, meist aus Fürsorge für ihre männlichen Angehörigen. Dies machte sich Pirogow nun zunutze. Als Feldarzt war ihm bewusst, welchen Stellenwert eine hygienische Umgebung und eine unmittelbare Erstversorgung für das Überleben der verwundeten Soldaten hatte. So setzte er im Krimkrieg direkt nach seinem Eintreffen in Sewastopol im November 1854 auf die Arbeit medizinisch ausgebildeter Frauen.

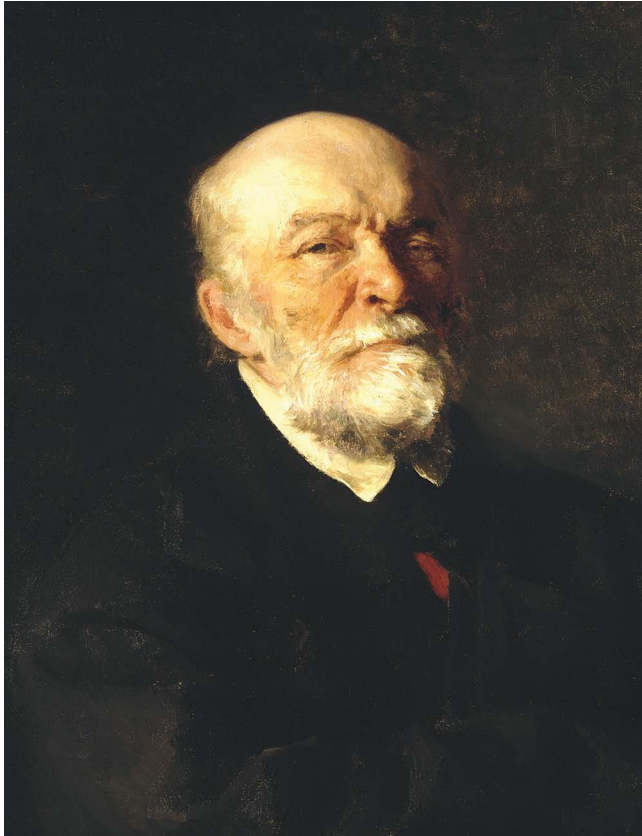
Diese Frauen kamen aus unterschiedlichen Gesellschaftsschichten und hatten ebenso vielfältige Motive. Während die einen einem patriotischen Gefühl folgten, suchten andere nach einer sinnstiftenden Tätigkeit oder nutzten die

Möglichkeit, um eine medizinische Ausbildung zu erhalten. Ein Medizinstudium war Frauen damals noch nicht möglich – ganz besonders nicht Frauen aus der unteren Gesellschaftsschicht.

Arbeitsbedingungen und Tätigkeitsfeld

Nach einer gerade einmal zweiwöchigen Ausbildung gingen die Frauen an die Front, um hier die Militärärzte bei der Pflege und Versorgung der Verwundeten zu unterstützen. Zu den Aufgaben der Barmherzigen Schwestern gehörte der Dienst an den Betten der Verwundeten, wie die Ernährung, die Pflege, das Anlegen sowie das Wechseln von Verbänden, und hauswirtschaftliche Tätigkeiten in den Lazaretten und Krankenhäusern. Die Bezeichnung »Barmherzige Schwestern« etablierte sich dabei allmählich allgemein für weibliche Pflegekräfte unabhängig von ihrer Zugehörigkeit zu einer speziellen Gemein-

ullstein bild - Elizaveta Becker



Ohne Vorbehalte: Nikolai Iwanowitsch Pirogow, einer der bekanntesten Ärzte der russländischen Geschichte war der Begründer der Feldchirurgie und setzte früh auf die Arbeit medizinisch ausgebildeter Frauen.



ullstein bild - imageBROKER / Sunny Celeste

Schirmherrin der Fürsorge: Die Großfürstin Helena Pawlowna war Mitbegründerin der Gemeinschaft der »Barmherzigen Schwestern«.

schaft. Einige von ihnen assistierten den Chirurgen am Operationstisch. Vereinzelt Berichten zufolge operierten sie in besonders angespannten Situationen sogar selbstständig und dies unter widrigen Bedingungen. Damit steigerten sie die Überlebens- und Genesungsrate der verwundeten Soldaten im Krimkrieg deutlich. Dies wurde nicht zuletzt unter anderem im Ersten Weltkrieg mit einem durch die Zarin Alexandra verliehenen Orden gewürdigt. Nikolai Pirogow schrieb später in seinen Aufzeichnungen über die Schwestern: »Ich bin stolz darauf, ihr gesegnetes Werk geleitet zu haben.«

Die Krankenschwestern arbeiteten im Krimkrieg nicht selten unter prekären Bedingungen sowie mangelnder Hygiene und der Gefahr von kursierenden epidemischen Krankheiten, wie Typhus. Viele von ihnen erkrankten selbst und

einige verstarben. Im Dezember 1854, nur drei Wochen nach der Ankunft der ersten Schwestern in Simferopol (nordöstlich von Sewastopol), konnten viele von ihnen ihre Arbeit vor Erschöpfung nicht mehr fortsetzen. Pirogow sah die militärmedizinische Versorgung in Gefahr, wies die Schwestern an, auf sich selbst zu achten und legte ihnen die Pflicht zur Erhaltung ihrer Arbeitskraft durch regelmäßige Ruhe- und Schlafphasen auf. Das gelang bei weitem nicht allen, sodass einige der Frauen, die durch ihre Erfahrungen traumatisiert worden waren, von ihrer Arbeit entbunden wurden und in ihre Heimat zurückkehren mussten.

Ausbildung

Nach dem Ende des Krimkrieges 1856 verstetigten sich die Ausbildung und

Arbeit der Barmherzigen Schwestern. Zudem stiegen die Anforderungen an die Bewerberinnen. Sie mussten zwischen 18 und 40 Jahre alt sein, lesen und schreiben können und durften keine gesundheitlichen Einschränkungen haben. Die Ausbildung der Frauen gewann zunehmend an Umfang. Während des Krieges hatten die Frauen einen Intensivkurs von zwei Wochen durchlaufen müssen, der sie im Schwerpunkt zur Pflege und zur Aufrechterhaltung der Hygiene befähigte, um ihren Dienst im Kriegsgebiet aufnehmen zu können. Ab den 1860er Jahren wurde die Ausbildung stetig erweitert, von anfangs sechs Monaten auf bis zu drei Jahre ab 1906. Zu Ausbildungszwecken erwarb die »Heilig-Kreuz-Gemeinschaft« ein Gebäude in Sankt Petersburg. Hier wurden die Freiwilligen zu Pflegerinnen und Krankenschwestern ausgebildet. Die

https://ru.m.wikipedia.org/wiki/%D0%A4%D0%B0%D0%B9%D0%BBBaronessa_Ikskul_in_Community_of_Nurses.jpg



Eine Krankenschwester von Adel: Baroness Warwara Iwanowna Ikskul von Gildenband (rechts) war Leiterin der Barmherzigen Schwestern in Sankt Petersburg, Aufnahme von 1905.

Schulung zu Helferinnen im Operationssaal und in der Anästhesie war in ein nahegelegenes Krankenhaus ausgelagert worden. Dort erhielten sie eine intensivere Ausbildung, die in weiten Teilen einem Medizinstudium gleichkam und mit zahlreichen Prüfungen verbunden war. Mit erfolgreichem Abschluss fanden die Frauen ihre Aufnahme in die Organisation der Barmherzigen Schwestern. Sie erhielten eine eigene Uniform: ein dunkles Kleid, ein weißes Kopftuch und eine weiße Schürze mit einem roten Kreuz auf der Brust sowie eine weiße Binde am linken Arm, die ebenfalls mit einem roten Kreuz versehen war. Das Tragen der Uniform unterlag jedoch ge-

wissen Regularien, wie etwa dem Verbot, Uniformteile mit ziviler Kleidung zu kombinieren. Ebenso war es den Barmherzigen Schwestern ab 1916 untersagt, in ihrer Uniform »alle Arten von öffentlicher Unterhaltung und Spektakel« zu besuchen. Fortan erhielten sie ein Gehalt, auf das die meisten aufgrund ihrer Herkunft aus wohlhabenden Kreisen nicht unbedingt angewiesen waren.

Nach dem Krimkrieg

Weil sich die Barmherzigen Schwestern während des Krimkrieges bewährt hatten, fanden sie prominente Unterstützerinnen und Unterstützer, nicht

zuletzt aus der kaiserlichen Familie, die unter anderem mit finanziellen Zuwendungen einher ging. So ist es nicht verwunderlich, dass die Barmherzigen Schwestern fortan in weiteren russländischen Kriegen tätig wurden. Im Zuge des Russisch-Japanischen Krieges (1904–1905) errichteten und betrieben die Schwestern im Februar 1905 ein Evakuierungslazarett, wo die Verwundeten von ihnen nach Rückführung in das Russländische Kaiserreich behandelt wurden. Ebenso entsandte die Gemeinschaft im Zuge der Balkankriege (1912–1913) mehrere Schwesterngruppen nach Bulgarien, Serbien, Griechenland und Montenegro. Hier übernahmen sie erstmals neben medizinischer, psychologischer und logistischer Versorgung der Militärangehörigen auch offiziell humanitäre Hilfsleistungen für Zivilisten. Insbesondere Frauen und Kinder, die in den Kriegswirren in Not geraten waren, erhielten Unterstützung von den Schwestern. Sie organisierten und verwalteten Spendenaktionen, um finanzielle Mittel und Sachspenden für die Versorgung der Hilfsbedürftigen zu sammeln.

Zu Beginn des Ersten Weltkrieges schloss sich die Gemeinschaft der Barmherzigen Schwestern dem Roten Kreuz an. Die Sankt Petersburger Gemeinschaft stellte mehrere Krankenhäuser und mobile Lazarette zur Verfügung, die unter der Schirmherrschaft des Roten Kreuzes betrieben wurden. Die Zusammenarbeit verstärkte sich durch die Entsendung Hunderter von Schwestern in die Einrichtungen des Roten Kreuzes.

Finanziert wurden die Einrichtungen durch den russischen Zaren Nikolaus II. und wohlhabende Angehörige der Herrscherfamilie. Die Unterstützung der Adligen beschränkte sich dabei nicht auf eine finanzielle Unterstützung. Zahlreiche Frauen der Adelsfamilien folgten ihren Männern an die Front – nunmehr als Schwestern des Roten Kreuzes. Ein prominentes Beispiel war die Baroness Warwara Iwanowna Ikskul von Gildenband, die Leiterin der Sankt Petersburger Gemeinschaft der Barmherzigen Schwestern. Sie war maßgeblich an der Organisation der Hilfelein-

sätze der Schwestern in Zusammenarbeit mit dem Roten Kreuz beteiligt. Besonders verdient machte sie sich mit ihrem Einsatz bei Luzk (in der heutigen Ukraine) im Jahr 1916. Hier versorgte die Baroness zusammen mit anderen Schwestern unter schwerem Beschuss die verwundeten Soldaten. Hierfür erhielt sie das Georgskreuz, eine Auszeichnung für Tapferkeit, die an Unteroffiziere und Soldaten verliehen wurde. Posthum war auch die Lehrerin Rimma Iwanowa mit dem Orden des Heiligen Georg IV. Klasse geehrt worden. Die junge Frau war im September 1915 bei der Schlacht in der Nähe des Dorfes Malaya Dubrawa im heutigen Belarus (damals ein Teil des Russländischen Reichs) im Einsatz. Hier versorgte sie die Verwundeten direkt an vorderster Front und übernahm spontan das Kommando, nachdem die kommandierenden Offiziere der Kompanie gefallen waren. Sie stürmte kurzentschlossen aus

ihrer Stellung, Soldaten folgten ihr und nahmen die feindlichen Positionen. Dies stand auch nicht im Widerspruch zum damals gültigen Völkerrecht, da die Haager Landkriegsordnung Personen mit einem besonderen Schutzstatus noch nicht verbot zu kämpfen. Während des Angriffs war Rimma tödlich verwundet worden und verstarb im Alter von 21 Jahren. Ihr Mut und ihre Tapferkeit wurden zu einem Symbol der russländischen Kriegsanstrengungen stilisiert und verklärt. Die Verleihung dieser Auszeichnung an Frauen war keineswegs die Norm, sondern ein Ausnahmefall.

Die Gemeinschaft der Barmherzigen Schwestern leistete seit dem Krimkrieg



Hohe Auszeichnung: Auch Angehörigen der »Barmherzigen Schwestern« wurde der Orden des Heiligen Georg verliehen, den normalerweise nur Soldaten erhielten.

akg-images / INTERFOTO / HERMANN HISTORICA GmbH



[https://pl.wikipedia.org/wiki/Rimma_Iwanowa#/media:Plik:Portrait_of_a_Sister_of_Mercy_Rimma_Mikhailovna_Iwanova_\(1894-1915\).jpg](https://pl.wikipedia.org/wiki/Rimma_Iwanowa#/media:Plik:Portrait_of_a_Sister_of_Mercy_Rimma_Mikhailovna_Iwanova_(1894-1915).jpg)

»Russische Jeanne d'Arc«: Rimma Iwanowa versorgte Verwundete, übernahm in der Not aber auch das Kommando über Soldaten.

umfassende Unterstützung in Kriegsgebieten des russländischen Zarenreichs. Ihr Engagement umfasste sowohl medizinische als auch psychologische, soziale, logistische und humanitäre Aspekte. Ihre Hingabe und ihr unermüdlicher Einsatz machten sie zu einem unverzichtbaren Bestandteil des medizinischen und humanitären Unterstützungsbereichs in Kriegszeiten.

Hauptmann Helene Heldt war wissenschaftliche Mitarbeiterin am ZMSBw und ist aktuell Studentenfachbereichsgruppenleiterin an der Helmut-Schmidt-Universität, Universität der Bundeswehr Hamburg.

Literaturtipp

Marion Mienert, *Krankenschwestern für das Vaterland. Krankenpflege im Krimkrieg und ihre Auswirkungen auf die »Frauenfrage« in Russland.* In: *Geschlecht und Nationalismus in Mittel- und Osteuropa 1848–1918.* Hrsg. von Sophia Kemlein, Osnabrück 2000 (= Einzelveröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts Warschau, 4), S. 181–195.

»Im Namen des Glaubens«

Das Zeitalter der Kreuzzüge

Der Begriff des »Kreuzzuges« findet auch in der Gegenwart häufig Verwendung, vor allem wenn mit großer Anstrengung gegen ein Übel oder etwas Unliebsames vorgegangen wird. Die »eigentlichen« Kreuzzüge spielten sich zwischen dem 11. und 13. Jahrhundert ab und hatten ein klares Ziel: die europäische Herrschaft über die christlichen Stätten im Nahen Osten wiederherzustellen.

Von Martin W. Hofbauer



»Zitadelle der Ritter«: Die Burg »Krak des Chevaliers« in Syrien nahe der Grenze zum Libanon. Anfang bis Mitte des 13. Jahrhunderts wurde der heute noch sichtbare Ausbau der Burg vollendet.

Der Begriff »Kreuzzug« war und ist in aller Munde. Er wurde und wird von verschiedenen Seiten aus unterschiedlichen politischen Motivationen heraus verwendet. Er dient dazu, die Auseinandersetzung mit einem Gegner schlagwortartig zu verdichten. Er wird zudem als unpräzise Gleichsetzung sowohl in ideologischen Auseinandersetzungen als auch für interkulturelle politische Konflikte zwischen Vertretern unterschiedlicher Kulturen und Religionen benutzt. So betitelte beispielsweise der westalliierte Oberbefehlshaber und spätere US-Präsident Dwight D. Eisenhower sein Kriegstagebuch aus dem Zweiten Weltkrieg als »Kreuzzug in Europa«. Und im Anschluss an die Anschläge in den USA vom 11. September 2001 erklärte der damalige US-Präsident George W. Bush: »Dieser Kreuzzug, dieser Krieg gegen den Terrorismus wird einige Zeit dauern.« Für die muslimische Bevölkerung in Arabien wiederum sind die Begriffe »Kreuzfahrer« und »Kreuzzüge« emotional aufgeladen. Sie werden als Symbol der Unterdrückung durch westliche Imperien beziehungsweise generell durch den Westen gesehen.

Historisch betrachtet fallen die Kreuzzüge in die Zeit des Mittelalters, mithin des ausgehenden 11. Jahrhunderts bis zum Ende des 13. Jahrhunderts. Neben mehreren kleineren Feldzügen christlicher Heere in die muslimisch beherrschten Länder zählt man im Allgemeinen sieben Kreuzzüge. Der erste Kreuzzug begann 1095 mit dem berühmten Kreuzzugsaufruf von Papst Urban II. Den Endpunkt der Kreuzzüge markierte die Eroberung der Stadt Akkon durch die Mamluken 1291.

Doch was waren eigentlich die Kreuzzüge? Für die europäischen Zeitgenossen handelte es sich um bewaffnete Pilgerfahrten in das Heilige Land. Sie hatten das Ziel, die als »heilige Stätten der Christenheit« definierten Orte, die in den Jahrzehnten zuvor unter die Fremdherrschaft der Sarazenen gefallen waren, zu befreien und wieder unter eine christliche Herrschaft zu stellen.

Und wie war es dazu gekommen? Was waren die Ursachen für die Kreuzzüge? Dazu lohnt es sich, mit einem kurzen

Blick auf die historische Entwicklung der vorangegangenen Jahrhunderte zu beginnen: In den ersten Jahrhunderten nach Christus hatte sich das Christentum innerhalb des Römischen Reiches kontinuierlich ausgebreitet.

Am Beginn des 4. Jahrhunderts war es sogar zur Staatsreligion im Römischen Reich geworden. Zu den stark christianisierten Gebieten gehörten zu dieser Zeit neben Palästina mit den heiligen Stätten unter anderem die Gebiete um Damaskus, Palmyra, Antiochia, Edessa sowie zahlreiche Küstenregionen in der heutigen Türkei. Bis zum Beginn des 7. Jahrhunderts wurden u.a. große Teile West- und Südeuropas, Nordafrikas, Kleinasiens und des Vorderen Orients weitgehend christianisiert.

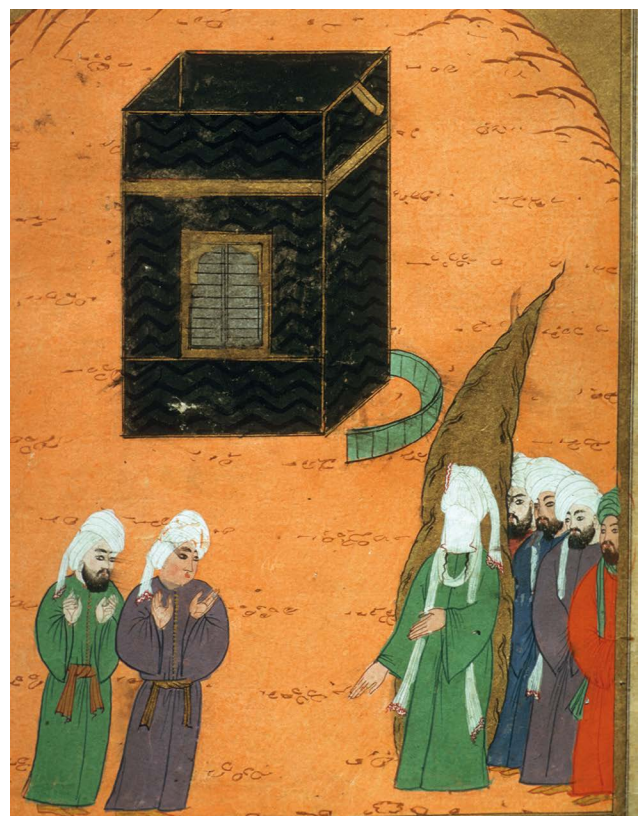
Vorgeschichte und Ursachen

Mit dem Auftreten des arabischen Propheten Mohammed (um 570–632), der Entstehung seiner neuen Heilslehre des Islam und der sich ausbildenden muslimischen Bewegung als politischem und

religiösem Machtfaktor änderte sich die Situation beinahe schlagartig. Bis zum Tod Mohammeds im Jahr 632 war praktisch die gesamte arabische Halbinsel erobert. In den folgenden nur zweieinhalb Jahrzehnten verlebten sich die ersten vier Kalifen des Islam weite Teile von Nordafrika sowie des Nahen und Mittleren Ostens in ihren Herrschaftsbereich ein. Innerhalb weniger Jahrzehnte waren praktisch alle Gebiete für die Christen Europas verloren, in denen das Christentum entstanden oder in denen es besonders tief verankert war: also Palästina mit den heiligen Stätten, Nordafrika, Syrien und das Zweistromland (die Region zwischen den beziehungsweise um die beiden Flüsse Euphrat und Tigris). Damaskus, das als biblischer Ort für das Christentum in Syrien eine besondere Rolle spielte, wurde für knapp 100 Jahre zum Herrschaftssitz der Dynastie der Umayyaden, die von dort aus ein Weltreich regierten.

Damit war die Ausdehnung der Macht- und Einflussphäre der muslimisch-arabischen Völker noch nicht am Ende

Feinde des Christentums? Im Gefolge des Propheten Mohammed, hier vor der Kaaba in Flammen gehüllt dargestellt auf einer Miniatur aus der türkischen Handschrift »Sijer i-Nebi«, und der Entstehung des Islams eroberte die muslimische Bewegung weite Teile Nordafrikas, des Nahen und Mittleren Ostens.



akg-images / Bildarchiv Steffens

angelangt. Im Westen des Mittelmeerraumes eroberten sie große Teile der iberischen Halbinsel, also des heutigen Spaniens und Portugals. In der Schlacht zwischen Tours und Poitiers, zwei Städten im Westteil des heutigen Frankreichs, wurde 732 das weitere Vordringen gestoppt. Der Karolinger Karl Martell (der Hammer, um 696–741) trug über Abd ar-Rahman (bis 732), den Statthalter des Kalifen in Spanien, einen entscheidenden Sieg davon. Erst im Jahr 1492, im gleichen Jahr der Entdeckung Amerikas durch Christoph Kolumbus (1451–1506), fiel schließlich nach einem harten zehnjährigen Krieg die letzte muslimische Bastion in Spanien mit der Eroberung des Königreichs Granada.

Im Osten des Mittelmeerraumes entstand ebenfalls ein neuer Machtfaktor: die Seldschuken. Bei ihnen handelte es sich um ein aus Innerasien nach Westen vorgestoßenes Turkvolk. Im Jahr 1055 zogen die Seldschuken in Bagdad ein, übernahmen die Herrschaft in der Region und marschierten weiter in Richtung Konstantinopel, der Hauptstadt des Byzantinisch-Oströmischen Reiches, dem heutigen Istanbul in der Türkei. 1071 fügten sie einem byzantini-

schen Heer in der Schlacht bei Manzikert, nördlich des Vansees in der heutigen Osttürkei gelegen, eine katastrophale Niederlage zu. Die Folge war die Bedrohung des Oströmischen Reiches. Aber auch die beliebten Pilgerfahrten nach Jerusalem und zu den heiligen Stätten wurden zunehmend erschwert.

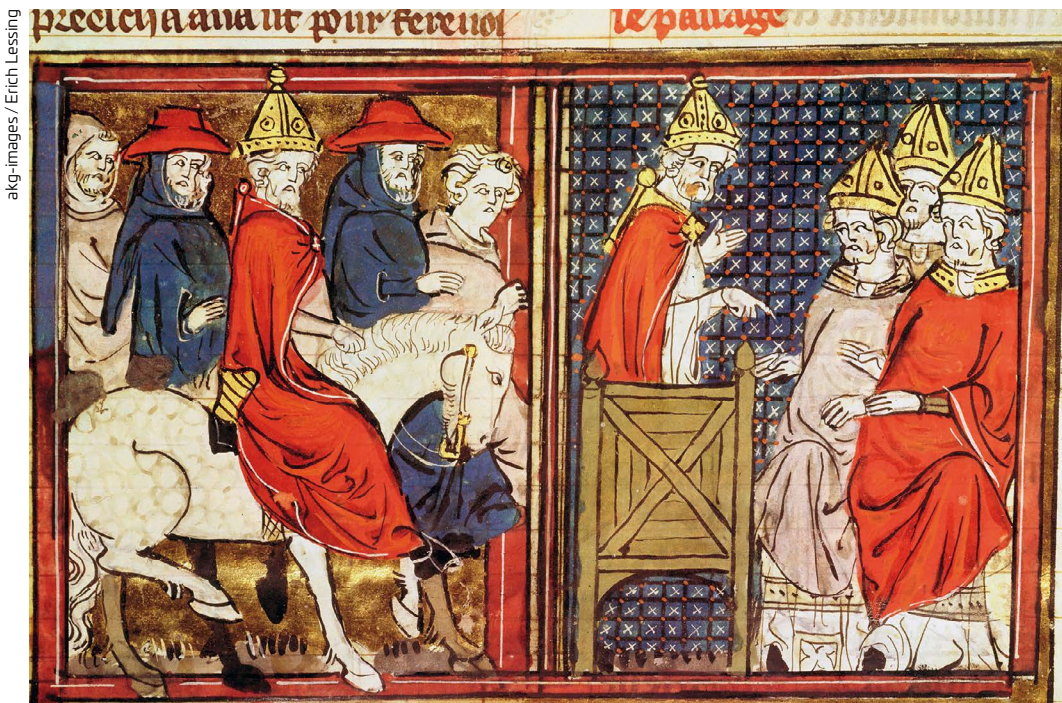
Papst Urban II. und der Aufruf zum ersten Kreuzzug

Der byzantinische Kaiser Alexios I. Komnenos (1057–1118) wandte sich mit einem Hilferuf an den Papst der römisch-katholischen Christenheit, Urban II. (um 1035–1099). Er bat um Militärhilfe beziehungsweise die Erlaubnis, Krieger im Westen anwerben zu dürfen. Der Papst sandte ein positives Signal und bereitete die Unterstützung dieses Vorhabens in den folgenden Monaten durch verschiedene Reisen in den Süden Frankreichs vor. Im November 1095 hielt Urban II. während einer Synode, also einer vom Papst einberufenen Bischofsversammlung der lateinischen Kirche, in der zentralfranzösischen Stadt Clermont seine berühmte Kreuzzugspredigt. Auch wenn der genaue Wort-

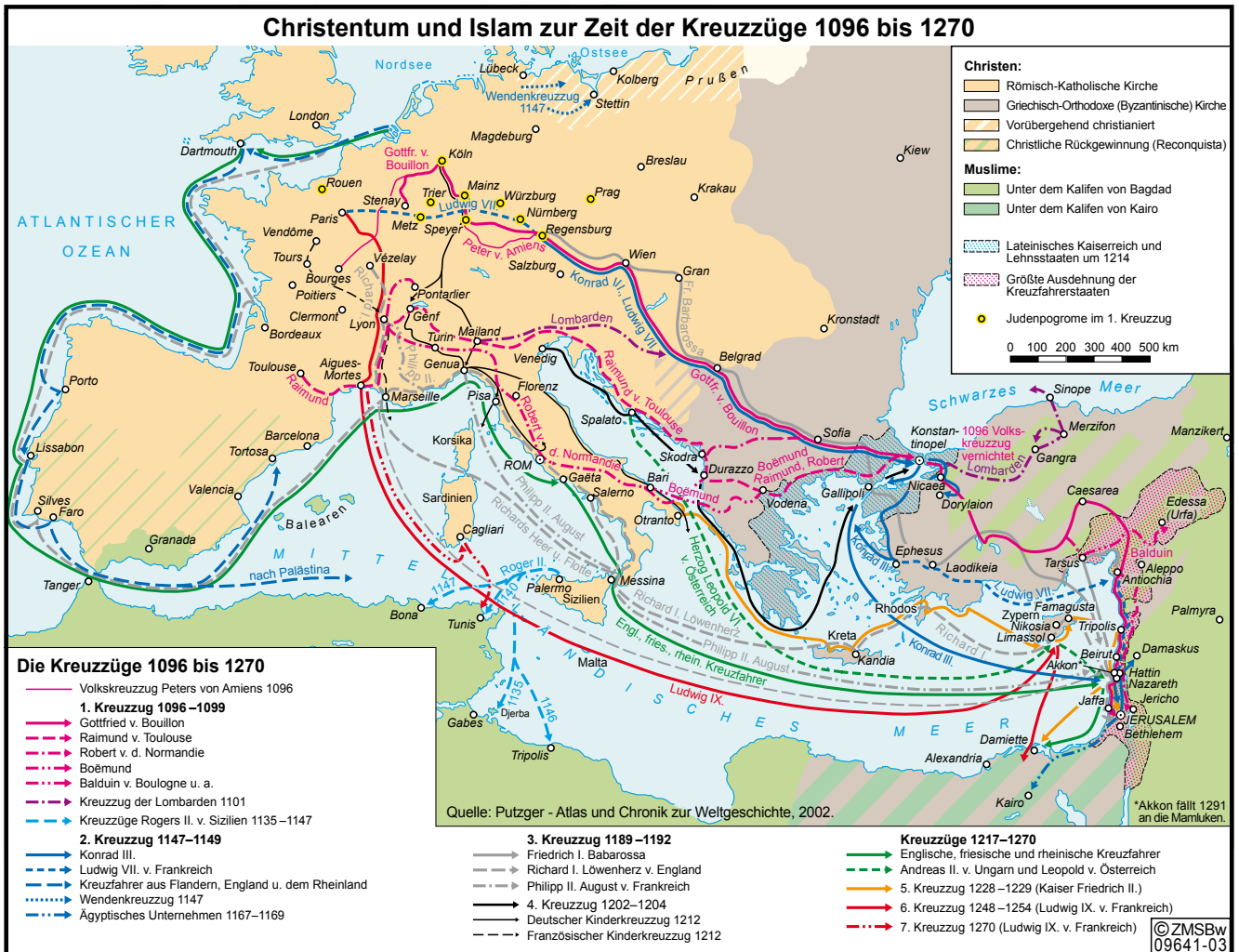
laut dieser Rede nicht überliefert ist, so geben doch zeitgenössische Quellen Hinweise auf den Inhalt und die Wirkung auf die Zuhörer.

Demnach rief Urban II. in einer emotionalen Predigt zur Hilfe für die bedrängte Christenheit im Osten auf und verwies auf das Konzept des gerechten Krieges. Nach dem zeitgenössischen Kleriker und Chronisten Robert von Reims (1055–1122) soll die Menge »Deus vult«, also »Gott will es«, gerufen haben. Der Aufruf des Papstes fand starken Widerhall. In der Folge machten sich insgesamt rund 120 000 Männer und Frauen im Wesentlichen in drei großen Kreuzzugswellen zwischen den Jahren 1096 und 1101 auf den Weg nach Osten.

Doch militärischer Erfolg war nur der zweiten, mittleren Welle beschieden. Dieses Hauptkontingent hatte etwa eine Gesamtstärke von 50 000 bis 60 000 Menschen. Darunter dürften sich rund 7000 Ritter und Adelige befunden haben. Der gewaltige Zug bestand vor allem aus Südfranzosen, Lothringern und Flamen sowie Normannen. Es handelte sich also noch keineswegs um ein gesamteuropäisches Unternehmen. Im Gegenteil: Dieses Kreuzfahrerheer setzte



Papa ante Portas: Zeitgenössische Darstellung der Ankunft von Papst Urban II. auf dem Konzil von Clermont 1095, auf dem er zum ersten Kreuzzug aufrief.



sich personell vor allem aus Teilnehmern aus Frankreich zusammen.

Die Leitung hatte ein Führerrat inne, zu dem Raimund von Toulouse, Gottfried von Bouillon, Robert von der Normandie, Bohemund von Tarent und sein Neffe Tankred zählten. Bischof Adhemar von Puy begleitete den Zug als päpstlicher Legat. Schließlich handelte es sich um einen vom Papst initiierten Kreuzzug.

Erfolge und Streit

Das Ritterheer brach im August 1096 auf verschiedenen Marschrouten auf und erreichte im Frühjahr 1097 die Hauptstadt des Byzantinischen Reiches Konstantinopel. Dort leisteten die Fürsten nach anfänglicher Weigerung dem byzantinischen Kaiser eine Art »Lehens-

eid«. Demnach sollten die zu erobernden Gebiete dem Byzantinischen Reich zufallen. Erst daraufhin setzten sie gemeinsam mit einem byzantinischen Kontingent über den Bosphorus nach Kleinasien über. Am 19. Juni 1097 nahm das Kreuzfahrerheer das strategisch wichtige Nicaea (auch Nicäa beziehungsweise Nikaia) ein. Die Eroberung der Stadt bedeutete, da sie aufgrund der rechtzeitigen Kapitulation praktisch unversehrt an die Byzantiner übergeben worden war, einen ersten und großen Erfolg für die Kreuzfahrer.

Die ursprünglich antike griechische Stadt Nicaea, südöstlich von Konstantinopel gelegen, war übrigens auch kirchengeschichtlich bedeutsam. Im Jahr 325 fand hier das erste allgemeine Konzil statt, auf dem wichtige christologische

Fragen entschieden wurden, wie die Natur von Jesus und seine Stellung gegenüber Gott dem Vater und dem Heiligen Geist. Das erste Konzil von Nicaea wird noch heute von allen großen christlichen Kirchen (römisch-katholisch, orthodox, lutherisch etc.) anerkannt und zählt sich im Jahr 2025 zum 1700. Mal.

Das Kreuzfahrerheer zog nach der Eroberung Nicaeas weiter in südöstlicher Richtung und errang zehn Tage später einen bedeutsamen Sieg über ein seldschukisches Heer bei Dorylaion. Dies machte den Weg durch Anatolien frei.

Im Frühjahr des folgenden Jahres, am 10. März 1098, übernahm der Normanne Balduin von Boulogne mit noch nicht einmal 100 Rittern in seinem Gefolge die Herrschaft in Edessa (auch Urfa), in der heutigen südöstlichen Türkei gele-



Einnahme der »Heiligen Stadt«: Die Eroberung Jerusalems durch Gottfried von Bouillon während des ersten Kreuzzugs 1099 in einer zeitgenössischen Darstellung.

gen. Daraufhin errichtete Balduin die Grafschaft Edessa westlich und östlich des Euphrat, in der vor allem Armenier, aber auch zahlreiche Muslime und syrische Minderheiten wohnten. Mit diesem ersten christlichen Kreuzfahrerstaat war für die nächsten beinahe fünf Jahrzehnte ein mächtiger Puffer und ein wirksamer Schutzschild im Nordosten für die bald darauf südlich davon neu entstehenden christlichen Kreuzfahrerstaaten von Antiochia bis zum Königreich Jerusalem geschaffen worden.

Das Kreuzfahrerheer war inzwischen ohne Balduin weitergezogen und traf nach einer entbehrensreichen Durchquerung Kleinasiens im Oktober 1097 vor Antiochia ein, das einst eine der größten Städte des Römischen Reiches gewesen war. Die Stadt lag in der Nähe des Mittelmeeres in der fruchtbaren Ebene des Orontes. Aus der spätrömischen Zeit unter Kaiser Justinian (um 482–565) existierten noch riesige Mauern und angeblich bis zu 400 Türme. Sie

machten Antiochia zu einer fast uneinnehmbaren Stadt. Erst nach einer monatelangen Belagerung, bei der es unter den Belagerern zu einer schrecklichen Hungersnot und in deren Folge zu zahlreichen Desertionen kam, gelang den Kreuzfahrern am 3. Juni 1098 durch Verrat die Einnahme der Stadt. Doch erst 25 Tage später war die Situation aus Sicht der Kreuzfahrer bereinigt. Am 28. Juni wurde ein feindliches Entsatzheer unter dem türkischen Anführer Kerboga (bis 1102), dem Atabeg (ehemaliger türkischer Titel für Emir) von Mossul, einer Stadt im heutigen Irak, in einer Schlacht besiegt. Die Zitadelle von Antiochia, die sich noch in der Hand der Muslime befand, wurde an die Kreuzfahrer übergeben.

Nach diesem Sieg kam es zu einem heftigen Streit unter den Anführern der Kreuzfahrer, wer die Stadt regieren sollte. Bohemund von Tarent setzte sich mit seinen normannischen Kampfgefährten durch und gründete das Fürs-

tentum Antiochia. Sein Herrschaftsgebiet lag im heutigen Syrien und zum Teil in der heutigen Türkei und existierte 170 Jahre bis zum endgültigen Fall im Jahr 1268.

Ein langer Weg – Entbehrungen, Strapazen und große Gefahren

Diese dichte Abfolge militärischer Siege ging einher mit großen Gefahren, Strapazen und Entbehrungen für die »bewaffneten Pilgerfahrer«: sengende Sonne im Sommer, Regen und Schnee im Winter, eine ständig schlechte, teils katastrophale Versorgungslage für Mensch und Tier. Dies wurde oft noch dadurch verschärft, dass die Sarazenen Brunnen unbrauchbar machten und sozusagen »verbrannte Erde« hinterließen. Ein Großteil der einheimischen Bevölkerung verweigerte außerdem die Zusammenarbeit, verkaufte keine Lebensmittel und kein Futter für die Tiere. Die Einwohner waren den Kreuzfahrern gegenüber verängstigt und feindlich eingestellt, jedoch nicht unbedingt aufgrund der religiösen Unterschiede, sondern weil die Kreuzfahrer »brutale, fremde Eindringlinge« (Peter Thorau) waren. Hinzu kam die Bedrohung durch sarazenische Truppen, die die Kreuzfahrer in ständige Kämpfe verwickelten.

Im Anblick der Heiligen Stadt

Das war die Situation, als die verbliebenen Kreuzfahrer unter dem Kommando des Grafen von Toulouse am 7. Juni 1099 nach einem dreijährigen wechselvollen und entbehrensreichen Zug die Mauern der Heiligen Stadt Jerusalem erblickten. Nach dem Chronisten und Zeitzeugen Albert von Aachen weinten die Kreuzfahrer Tränen der Freude. Nach so vielen Strapazen und Gefahren, nach Elend und Tod hätten sie endlich das Ziel erreicht. Noch am selben Tag begann die Belagerung.

Auch Jerusalem, das erst seit 1071 unter der Herrschaft der Seldschuken, dann unter Kontrolle der schiitischen Fatimidendynastie stand, hatte den Charakter einer starken Festung: exponiert in steiler Lage, von einem festen Mauer-

ring umgeben und geschützt durch eine mächtige Zitadelle, den sogenannten Davidsturm. Zusätzlich hatten die Verteidiger die Befestigungen verstärkt, Lebensmittel- und Wasservorräte angelegt und in der Umgebung Jerusalems Brunnen und Quellen unbrauchbar gemacht. Für die Kreuzfahrer, die unter den klimatischen Bedingungen, Wassermangel und Versorgungsengpässen litten, war die Belagerung äußerst strapaziös und stellte sie vor große logistische und militärtaktische Probleme. Die vielleicht noch 1200 Ritter und 10 000 bis 12 000 Mann Fußvolk reichten außerdem nicht für eine Umschließung des vier Kilometer langen Mauerrings aus.

Am 13. Juni, also knapp eine Woche nach der Ankunft vor Jerusalem, schlug der erste Sturmangriff fehl und scheiterte kläglich. Es waren nicht genügend Sturmleitern und anderes Belagerungsgerät vorhanden. Vier Tage später, am 17. Juni, landete eine kleine Flotte, bestehend aus sechs genuesischen Schiffen, im Hafen von Jaffa und brachte wichtige Versorgungsgüter und Materialien für den Bau von Belagerungsmaschinen.

Rund vier weitere Wochen später, am 13. Juli, begann der entscheidende Sturm auf die Stadt, nachdem man sich zusätzlich mit Gebeten, Fasten und Prozessionen vorbereitet hatte. Vermutlich sahen sich die Kreuzfahrer in einer durchaus heilsgeschichtlich parallelen Situation wie bei der alttestamentlichen Eroberung der Stadt Jericho, wie sie in der Bibel bei Josua 6,1–5 beschrieben wird. Bei den Verteidigern hingegen brachte ihnen dieses Verhalten Erstaunen und blanken Spott ein.

Am Freitag, den 15. Juli 1099, am Festtag der Aussendung der Apostel, wie mehrere christliche Chronisten ausdrücklich betonten, gelang der Durchbruch an mehreren Stellen und die Kreuzfahrer drangen in die Stadt ein. Der Kampf zog sich durch die Straßen und endete im Tempelbezirk, in den sich Verteidiger und Bewohner Jerusalems zurückgezogen hatten. Die Eroberer erschlugen an diesem und den beiden folgenden Tagen nicht nur die sich hartnäckig verteidigenden muslimischen Kämpfer, sondern auch zahlreiche Bewohner unterschiedlicher Konfession.

Nach der Eroberung der Stadt entstand das Königreich Jerusalem unter Gottfried von Bouillon. Nach Gottfrieds Tod im Juli 1100 übernahm sein Bruder Baldwin I., der bisherige Graf von Edessa, die Herrschaft und ließ sich in Bethlehem zum König krönen. Das Königreich Jerusalem bestand knapp 200 Jahre bis 1291.

Als vierter und letzter Kreuzfahrerstaat entstand die Grafschaft Tripolis, die sich entlang der Mittelmeerküste im heutigen Libanon und Nordsyrien erstreckte. Auf ihrem Gebiet befand sich auch der Krak des Chevaliers, also »Zitadelle der Ritter«, im heutigen Syrien gelegen. Diese mächtige und auch heutzutage noch beeindruckende Burg wurde 1188 sogar gegen einen Angriff von Sultan Saladins Truppen gehalten und erst knapp 100 Jahre später, 1271, an die Muslime übergeben.

Nach der Einnahme Jerusalems und der Bildung eines Königreiches war die Masse der Kreuzzugsteilnehmer nach Europa in die Heimat zurückgekehrt. Hier wurden sie unter Jubel und großer Begeisterung aufgenommen. Doch damit waren die Kreuzzüge nicht beendet.

akg-images / British Library



Die arabische Welt schlägt zurück: Ab Mitte des 12. Jahrhunderts sahen sich die Kreuzfahrerstaaten vermehrt Gegenangriffen ausgesetzt. Zeitgenössische Darstellung der Schlacht in der Nähe des Krak de Chevalier 1163.

In der Defensive

Ab der Mitte des zwölften Jahrhunderts nahm der Druck durch islamische Herrscher in der Region wieder zu. So eroberte am Weihnachtstag 1144 Emir Zengi von Mossul und Aleppo die Stadt Edessa. Damit ging die gleichnamige Grafschaft nach rund einem halben Jahrhundert als Erster der Kreuzfahrerstaaten wieder unter. Dies bildete den Auslöser für den zweiten Kreuzzug (1147–1149), zu dem Bernhard von Clairvaux (um 1090–1153), ein Abt, Kirchenlehrer und Mystiker, aufrief. Für ihn versprach die Teilnahme am Kreuzzug doppeltes Heil: entweder Sieg gegen die Feinde Gottes oder Märtyrertod. Ein neues Kreuzfahrerheer zog unter der Führung des Staufers König Konrad III. (1093–1152) und König Ludwigs VII. (1120–1180) von Frankreich auf getrennten Marschrouten in Richtung Heiliges Land. Der Zug entwickelte sich zu einem Fehlschlag mit schweren Niederlagen bei Dorylaion und Laodikeia. Nach die-

»Jetzt, tapferer Soldat,
jetzt, streitbarer Mann,
hast Du ein Feld,
wo Du ohne Gefahr
kämpfen kannst,
wo der Sieg Ruhm,
>der Tod aber Gewinn
ist.« (Phil 1,21)«

Bernhard von Clairvaux

sen und weiteren militärischen Desastern kehrten beide Könige, die sich im Frühjahr 1148 in Jerusalem getroffen hatten, mit ihren verbliebenen Truppen 1148/1149 in die jeweilige Heimat zurück.

Ein weiterer Rückschlag ereignete sich, als 1187 ein christliches Heer bei Hattin am See Genezareth so schwer geschlagen wurde, dass auch Jerusalem dabei verloren ging. Den Sieg hatte der sagenumwobene Sultan Saladin errungen, der Begründer der kurdischen Dynastie der Ayyubiden. Er wurde 1138 in Tikrit, einer heute irakischen Stadt am Fluss Tigris nordwestlich von Bagdad, geboren, wurde 55 Jahre alt und starb 1193 in Damaskus. Ihm gelang es, die so oft zerstrittene arabische Welt zum gemeinsamen Kampf gegen die Christen zu mobilisieren. Die Nachricht über seinen Erfolg löste in Europa den größten aller Kreuzzüge aus. Kaiser Friedrich I. Barbarossa (1122–1190), König Richard Löwenherz (1157–1199) von England und König Philipp II. August (1165–1223)



Kaiser Rotbart auf Kreuzzug: Aufbruch des römisch-deutschen Kaisers Friedrich I, genannt Barbarossa, mit Gefolgsleuten zum Kreuzzug 1189, in einer zeitgenössischen Darstellung.

von Frankreich führten diese gewaltige Unternehmung zur Rückeroberung Jerusalems und der vermeintlichen Rettung der Kreuzfahrerstaaten an.

Einen schweren Schlag erlitt das kaiserliche Heer, als Friedrich Barbarossa am 10. Juni 1190 im Fluss Saleph im südlichen Anatolien ertrank. Die Forschung geht davon aus, dass sich dieses tragische Unglück entweder bei der Überquerung des Flusses oder beim Schwimmen zur Erfrischung ereignete. Teile des sich daraufhin auflösenden Heeres zogen unter der Führung des Herzogs Friedrich von Schwaben, dem Sohn Friedrich Barbarossas, nach Akkon weiter und belagerten die Stadt. Im Mai und Juni trafen die französischen und englischen Kräfte ein. Am 12. Juli 1191 konnte Akkon zurückerobert werden. Während nun der französische König Philipp nach Frankreich zurückkehrte, versuchte Richard Löwenherz bis Oktober 1192, Jerusalem zurückzuerobern. Es gelang ihm lediglich, Saladin in die Defensive zurückzudrängen. Beide schlossen 1192 einen dreijährigen Waffenstillstand. Die Herrschaft der Kreuzfahrer blieb auf die Küstenstriche beschränkt, während Saladin weiter die Hand über Jerusalem hielt. Jedoch erlaubte das Abkommen Pilgerbesuche in der heiligen Stadt. Wenige Monate später starb Saladin in Damaskus. Der Sultan hatte den Kampf mit den Kreuzfahrern bis zur finanziellen wie auch persönlichen Erschöpfung geführt. Sein Reich zerfiel daraufhin und verschaffte den Kreuzfahrerstaaten für einige Jahrzehnte Ruhe. Dennoch erholten sie sich nie wieder von den vorangegangenen Niederlagen. Sie konnten auch ihr ursprüngliches Herrschaftsgebiet bei weitem nicht wiederherstellen, weshalb Saladin in der muslimischen Welt bis heute gefeiert und als Held dargestellt wird.

Und Richard Löwenherz? Er geriet auf der Rückreise in Gefangenschaft. Dies ist übrigens der historische Ausgangspunkt für die weltbekannte und oft verfilmte Geschichte um Robin Hood, den Rächer der Armen und Waisen. Im Dezember 1192 erkannten nämlich Mannen des Babenberger Herzogs Leopold V. den als einfachen Pilger verkleideten König in einer Gastwirtschaft bei Wien und nah-

men ihn fest. Vorausgegangen war ein Streit zwischen den beiden während der Eroberung Akkons. Der englische König hatte wohl den österreichischen Herzog beleidigt und gedemütigt, als er im Streit um Beute die gehisste Fahne Leopolds V. herunterreißen und durch den Dreck ziehen ließ. Dies hatte der Babenberger Herzog dem englischen König nicht verziehen.

Das Ende der Kreuzfahrerstaaten

Noch weitere Kreuzzugsunternehmungen folgten: der vierte Kreuzzug von 1202 bis 1204 wurde gewissermaßen umgeleitet und endete in der Eroberung von Konstantinopel und der Errichtung eines lateinischen Kaiser-tums. 1212 kam es zum sogenannten Kinderkreuzzug, als sich Tausende von Jungen und Mädchen in religiöser Begeisterung auf den Weg in dieses von vornherein hoffnungslose Unternehmen machten. Den in gewisser Weise erfolgreichsten Kreuzzug unternahm Kaiser Friedrich II. (1194–1250), als er versuchte, seine Ziele mit diplomatischen Mitteln zu erreichen. Nach mehreren Verzögerungen schiffte er sich 1228 nach Akkon ein. Am 18. Februar 1229 schloss Friedrich mit Sultan al-Kamil von Ägypten einen Vertrag. Jeru-



Schloss mit Sultan al-Kamil (r.) einen Vertrag, wie Jerusalem friedlich gewonnen werden kann: Kaiser Friedrich II. (l.).

salem, Bethlehem und Nazareth nebst der Verbindung zur Mittelmeerküste konnte er so mit friedlichen Mitteln zurückgewinnen. Zwei Kreuzzüge unternahm Ludwig IX., der Heilige, König von Frankreich. Der sechste Kreuzzug von 1248 bis 1254 führte ihn zwischenzeitlich in Gefangenschaft und endete mehr oder weniger erfolglos. Der siebte Kreuzzug von 1270 brachte König Ludwig IX. den Tod. Das eigentliche Zeitalter der Kreuzzüge endete, als die Mamluken am 18. Mai 1291 Akkon als letztes verbliebenes christliches Bollwerk eroberten und die Christen daraufhin den ihnen verbliebenen Rest von Palästina kampflos übergaben.

Oberst i. G. Dr. Martin W. Hofbauer
ist Leiter der Abteilung Bildung am
ZMSBw.

Literaturtipps

Thomas S. Asbridge, *Die Kreuzzüge. Der Krieg um das Heilige Land. Aus dem Englischen von Susanne Held*, München 2021.

Nikolas Jaspert, *Die Kreuzzüge*, 7. Auflage, Darmstadt 2020.

Hans Eberhard Mayer, *Geschichte der Kreuzzüge*, 10., völlig überarb. und erw. Aufl., Stuttgart 2005.

LE REVEILLON DES SOUVERAINS !



A QUAND LE RÉVEILLON DES PEUPLES ?

[https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Le_Frondeur_%C2%AB_Le_Reveillon_des_souverains_1_%C2%BB_par_Fran%C3%A7ois_Mar%C3%A9chal_1884_\(recadr%C3%A9\).jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Le_Frondeur_%C2%AB_Le_Reveillon_des_souverains_1_%C2%BB_par_Fran%C3%A7ois_Mar%C3%A9chal_1884_(recadr%C3%A9).jpg)

»Der Kuchen wird aufgeteilt« – 140 Jahre Kongokonferenz

Von Christian Jentzsch

Eine Karikatur zeigt den belgischen König Leopold II. als vermeintlich großzügigen Gastgeber, der den Kuchen »Congo« vor illustren Gästen aufteilt. Doch was wird hier eigentlich thematisiert und wieso teilt gerade er eine Region in Afrika auf?

Zwischen 1874 und 1877 hatte der britisch-amerikanische Journalist Henry Morton Stanley das Gebiet des Kongobeckens erstmals erforscht und kartografiert. Zu Beginn der 1880er Jahre begann Leopold II., dort Land zu erwerben. Doch auch andere Mächte interessierten sich für den Kongo. 1881 beanspruchte Frankreich westliche Teile des Kongobeckens, vertreten durch den Marineoffizier Pierre Savorgnan de Brazza. Dieser gründete die später nach ihm benannte Hauptstadt Französisch-Kongos: Brazzaville. Aber auch die Kolonialmacht Portugal meldete Anfang 1884 Ansprüche auf Teile des Kongo an, die wiederum Großbritannien anerkannte, um Frankreich zu schwächen. So begann ein Wettlauf um die Gebiete im Kongobecken.

Weil Leopolds Besitz im Kongo lediglich als persönliches Eigentum galt, strebte er nach einer besseren rechtlichen Absicherung. Für sein Ansinnen konnte er auch Frankreich und Deutschland gewinnen. Reichskanzler Otto von Bismarck lud für den 15. November 1884 Vertreter aus Belgien, Dänemark, Frankreich, Großbritannien, Italien, den Niederlanden, Österreich-Ungarn, Portugal, Russland, Spanien und Schweden-Norwegen in das Reichskanzlerpalais in die Wilhelmstraße in Berlin ein. Die Verhandlungen dauerten mehrere Monate und endeten mit der Unterzeichnung der sogenannten Kongoakte am 26. Februar 1885.

Das 1880 bis 1888 wöchentlich in Lüttich erscheinende Satierejournal *Le Frondeur* publizierte noch während der Konferenz die hier dargestellte Karikatur von François Maréchal (1861–1945). Das 19. und frühe 20. Jahrhundert war die Hochphase der Satirejournale. Bedeutend waren etwa *La Caricature*, *Le Charivari*, *Punch*, *Kladderadatsch* und *Simplicissimus*. Sie erschienen zumeist wöchentlich und übten Gesellschaftskritik in Wort und Bild. Ein Mittel hierzu war die Karikatur in ihrer bildlich überspitzten Darstellung. Maréchal war einer der bedeutendsten belgischen Graveure des frühen 20. Jahrhunderts. Er studierte 1884 an der Königlichen Akademie der Schönen Künste in Lüttich. Auch in seiner späteren Schaffensphase widmete er sich immer wieder sozialkritischen Motiven. Seine Karikatur zeigt in der Mitte Leopold II., der mit ei-

nem Messer eine Speise zerteilt, auf der *Congo* zu lesen ist. Ihm zur Seite sitzen, ebenfalls mit Messern in den Händen, der deutsche Kaiser Wilhelm I. und der russische Zar, dargestellt als Bär. Bemerkenswert ist hier die kulturelle Abwertung Russlands, weil dessen Herrscher anders als die anderen beiden als Tier dargestellt wird, das zudem eine Knute an seiner rechten Pranke baumeln hat. Es ist bezeichnend, dass die betroffenen Einwohner des Kongobeckens, über deren Köpfe hinweg entschieden wurde, gar nicht abgebildet werden. Ihre Belange spielten keine Rolle bei der Aufteilung ihrer Heimat durch fremde Mächte.

In zugespitzter Perspektive zeigt Maréchal den beginnenden Wettlauf der Nationen, die noch keine Kolonialreiche errichtet hatten. Wie so oft bei politischen Bewertungen der Gegenwart sind die dabei verwandten Zukunftsperspektiven rein spekulativ. Russland und Österreich erwarben nie Kolonien in Afrika. Gleichzeitig war der Blick auf die Lage aber zutreffend, denn während Kaiser und Bär abwartend dasitzen, nimmt sich König Leopold seinen »Teil des Kuchens« schon. Tatsächlich anwesend war keiner der Abgebildeten in Berlin. Die historische Quelle der Karikatur sagt in diesem Fall also mehr über die Perspektive des Karikaturisten auf seine Gegenwart aus als über das tatsächliche Ereignis.

Leopold II. hatte Erfolg. Weil Belgien zu unbedeutend war, wurde sein Besitz im Kongo bestätigt. Er war etwa siebzig Mal größer als Belgien selbst und blieb rechtlich Privatbesitz des Königs. Im Gegenzug garantierte er eine Freihandelszone im Kongo, den Zugang ausländischer Unternehmen und die freie Schifffahrt auf dem Fluss Kongo. International wichtig waren das Verbot des Sklavenhandels und der Grundsatz der Effektivität. Letzterer besagte, dass eine Kolonialmacht auch tatsächlich in der Lage sein musste, ihren Anspruch vor Ort umzusetzen. Damit hatten sich die europäischen Mächte sozusagen die Spielregeln für die weiteren Landnahmen in Afrika gelegt. Der übrige »Kuchen« wurde auf dieser Grundlage tatsächlich aufgeteilt.

Auch in einem weiteren Punkt sollte die Karikatur Recht behalten: Leopold ignorierte die Belange der Indigenen und in seinem Namen wurden sie und das Land mit brutalster Gewalt ausgebeutet. Die Wunden dieses kolonialen Schreckensregimes sind noch heute im Kongo zu spüren. ■

9. Dezember 1824

Die Schlacht von Ayacucho



ekg-images / De Agostini Picture Lib. / A. Dagli Orti

Wertvolle Streiter für die Unabhängigkeit: Die Banknote der Zentralbank von Venezuela aus dem Jahr 1990 zeigt links Simón Bolívar (hier mit dem Beinamen »Befreier«) und rechts Marschall Antonio José de Sucre.

Nicht La Paz ist die offizielle Hauptstadt Boliviens, sondern das weiter südlich gelegene, viel kleinere Sucre. Benannt ist die Stadt zu Ehren von Marschall Antonio José de Sucre. Er zählt mit Simón Bolívar (Venezuela und Kolumbien), Bernardo O'Higgins (Chile) und José de San Martín (Argentinien) zu den bis heute in der Bevölkerung, gerade auch in den Streitkräften Südamerikas verehrten Wegbereitern der zwischen 1809 und 1825 erkämpften Unabhängigkeit von Spanien. Historische Hintergrundfolie ist die Schwäche Spaniens während der Besetzung durch Napoleon zwischen 1808 und 1814 mit Auswirkungen bis ans andere Ende der Welt. 1813 siegten im heutigen Venezuela zum ersten Mal Aufständische unter der Führung Bolívars gegen die spanischen Herrscher. Das Spanische Königreich erlangte nie mehr die volle Kontrolle über seine Kolonien zurück. 1816 erklärte sich Argentinien unabhängig, 1818 folgte Chile, ein Jahr später Kolumbien und 1822 Ecuador. Der letzte Kampf tobte in Peru. Der spanische Vizekönig von Peru, José de la

Serna, marschierte 1824 mit 6900 Mann von Cuzco auf die zahlenmäßig nur wenig kleinere Armee der Aufständischen unter der Führung von Sucre zu und traf sie am 9. Dezember nahe Ayacucho. Knapp drei Stunden dauerte das Gefecht, die Peruaner errangen den Sieg, 309 Aufständische und 1800 Royalisten starben. Dieses Missverhältnis zu Lasten der Spanier geht (auch) auf ein nach-

trägliches Massaker an den Verlierern zurück. Der letzte spanische Vizekönig wurde gefangen genommen und durfte später nach Spanien zurückkehren. Peru und Alto Peru (heute Bolivien) erlangten die Unabhängigkeit. Sucre wurde zum Präsidenten Boliviens gewählt.

Klaus Storkmann



picture-alliance / dpa | Ulrich Maljusch

Casa de la Libertad: Der Kolonialbau, in dem 1825 die Unabhängigkeit von Bolivien erklärt wurde, ist heute ein Museum.

Die See-Luftschlacht im Golf von Leyte

23.–26. Oktober 1944

Im Oktober 1944 begannen US-Streitkräfte zusammen mit ihren Alliierten im Pazifik einen Angriff auf die Philippinen. Er zielte darauf ab, den Zusammenhalt der dortigen japanischen Eroberungen mit den japanischen Hauptinseln aufzubrechen. Viele der auf den Philippinen vorhandenen kriegswichtigen Rohstoffe stünden der japanischen Rüstungsindustrie dann nicht mehr zur Verfügung. Die 3. und 7. US-Flotte sowie Landungstruppen der Marines und der Army griffen daher mit etwa 173 Kriegsschiffen und 1500 Flugzeugen die Philippinen an. Die Kaiserliche Japanische Marine hatten sich bereits darauf

vorbereitet und war willens, alles für die strategisch wichtigen Philippinen in die Waagschale zu werfen. Aber sie konnte nur 63 Kriegsschiffe aufbringen. Zwischen 23. und 26. Oktober entwickelten sich vier einzelne Schlachten in der Sibuyansee, in der Surigao-Straße, vor Kap Engano und vor Samar, die ein strategisches Ganzes bildeten. Es wurde um den Archipel in der Luft, auf See und an Land gekämpft. Die Japaner setzten in ihrer Verzweiflung Kamikaze ein und versenkten damit erstmals ein großes Kriegsschiff. Am Ende siegten die USA deutlich. Japan hatte 10 000 Soldaten, vier Flugzeugträger, drei

Schlachtschiffe, zehn Kreuzer, neun Zerstörer und 300 Flugzeuge verloren. Dem standen 3000 Tote und materielle Verluste in Höhe von drei Flugzeugträgern, drei Zerstörern und 200 Flugzeugen der USA gegenüber. Die japanische Marine opferte die Hälfte ihrer großen Kriegsschiffe und einen Großteil ihrer erfahrenen Piloten. Für den Rest des Krieges stellte sie keine ernsthafte Bedrohung mehr dar. Es handelte sich um eine der größten Seeschlachten der Geschichte und die bis dato letzte, in der Schlachtschiffe gegeneinander kämpften.

Christian Jentzsch

Der Erste Tschetschenienkrieg

11. Dezember 1994

Im Zuge des Zerfallsprozesses der Sowjetunion putschte sich der ehemalige Generalmajor der sowjetischen Luftstreitkräfte Dschochar Dudajew an die Macht und wurde am 27. Oktober 1991 Präsident der Teilrepublik Tschetschenien. Fünf Tage später proklamierte er, noch vor Auflösung der Sowjetunion, die Unabhängigkeit der Tschetschenischen Republik Itschkeria von der Russischen Sowjetrepublik. Moskau erkannte diese Republik nie an. Nachdem ein russisch unterstützter Putschversuch fehlgeschlagen und ein Ultimatum zur Rückkehr in die Russische Föderation verstrichen waren, befahl der russische Präsident Boris Jelzin Anfang Dezember 1994 die militärische Intervention zur »Entwaffnung illegaler Formationen und Wiederherstellung der verfassungsmäßigen Ordnung«. Am 11. Dezember 1994 marschierte die russische Armee in Tschetschenien ein.

Doch die Tschetschenen leisteten Widerstand. Bis Ende April 1995 griffen russische Luftstreitkräfte und Artillerie die Hauptstadt Grosny an. Erst nach Wochen blutiger Gefechte mit hohen Verlusten unter der Zivilbevölkerung eroberten die Streitkräfte die Gebietshauptstadt. Aber nun verlegte sich Dudajew auf den Guerillakrieg aus den schwer zugänglichen Gebirgsregionen im Süden des Landes. Tschetschenische Kämpfer griffen ab da auch angrenzende russische Regionen an. Terrorakte häuften sich. Im Juni 1995 besetzten sie ein Krankenhaus im südrussischen Budjonnowsk und nahmen mehr als 1000 Zivilisten als Geiseln. Ein Sturm auf das Krankenhaus schlug fehl und Russland verhandelte. Der Konflikt konnte jedoch nicht beigelegt werden. Dudajew starb im April 1996 bei einem russischen Raketenangriff. Sein

Stabschef Aslan Maschadow trat seine Nachfolge an. Diesem gelang im August völlig überraschend die Rückeroberung Grosnys. In der Zwischenzeit hatten sich immer mehr tschetschenische Soldaten radikal-islamischen Strömungen angeschlossen. Am 31. August 1996 unterzeichnete Jelzin ein Abkommen mit den Aufständischen. Darin verpflichtete sich Russland, bis Jahresende 1996 abzuziehen und Reparationsleistungen zu zahlen. Der erste Tschetschenienkrieg hatte nach knapp zwei Jahren und geschätzt bis zu 120 000 Opfern ein Ende gefunden. Es war für die Tschetschenen ein Pyrrhussieg, denn die russische Armee und russische Regierung sann auf Wiederherstellung ihrer Herrschaft über Tschetschenien. 1999 begann der zweite Tschetschenienkrieg.

*Christian Jentzsch und
Klaus Storkmann*

Gelungene Integration?

Auxiliareinheiten in der römischen Kaiserzeit

Die Expansion des Römischen Reiches hatte zur Folge, dass immer mehr Ethnien und Volksgruppen Teil des wachsenden Imperiums wurden. Die Aufstellung römischer Hilfstruppen, sogenannter Auxiliareinheiten, stellte dabei eine Art »Integrationspolitik« dar, die den unterworfenen Menschen ermöglichte, römische Bürgerrechte und damit einhergehende Privilegien zu erwerben.

Von Lucas Michaelis



Eine bunte Truppe: Römische Soldaten des Feldheeres, Armigerei Defensores Seniores, Legio Comitatenses und Ostrogote des Auxilium Palatinum.

Dem römischen Geschichtsschreiber Tacitus zufolge lag die Stärke der römischen Expansionspolitik in der Praxis, die unterworfenen Völker nicht weiterhin als Fremde zu behandeln, sondern ihnen durch Erwerb des römischen Bürgerrechts den sozialen Aufstieg zu ermöglichen. Vorgefundene lokale Strukturen wurden beibehalten und weitestgehend in den römischen Staatsapparat integriert. Diese Integrationspolitik wurde auch beim Militär in Form von Auxiliareinheiten praktiziert. Sie sind als »Hilfstruppen« bekannt und boten Männern ohne Bürgerrecht die Chance, in die Dienste des Römischen Reichs zu treten und mit Abschluss der Dienstzeit das römische Bürgerrecht zu erlangen.

Anders als etwa in der heutigen französischen Fremdenlegion wurden bei der Aufstellung einer Auxiliarkohorte Soldaten verschiedener Herkunft nicht vermischt. Stattdessen galt folgendes Prinzip: In einer Region des römischen Reiches wurde eine Einheit aufgestellt und, sobald diese einsatzbereit war, im Zuge eines Konflikts oder zur Grenzsicherung in einen anderen Teil des Reiches verlegt. Diese Verlegung erfolgte relativ schnell, da man vermeiden wollte, dass Hilfstruppen im Zuge eines Aufstands gegen das Römische Reich die Seiten wechselten. Dank des Verbandsnamens war die Herkunft der Auxiliareinheiten klar erkenntlich. So wurde die *Cohors I Aelia Hispanorum milliaria equitata* 119 n. Chr. in Spanien aufgestellt (*Hispanorum*). Sie war eine aus Kavallerie und Infanterie bestehende Einheit (*equitata*) und besaß eine Stärke von 1040 Soldaten (*milliaria*). Der Zusatz *Aelia* resultierte aus der Eroberung Schottlands und wurde ihr zur Ehrung dieses Ereignisses verliehen.

Die *Cohors VII Thracum equitata* wurde 43 n. Chr. nach Britannien verlegt, wo sie vermutlich weiter verblieb. Der Zusatz *Thracum* deutet auf eine Aufstellung im Gebiet des heutigen Bulgariens hin. Die germanischen Provinzen und die Region Thrakien stellten dabei traditionell einen großen Anteil der Hilfstruppen des Römischen Reichs. Rekrutierungen bei den dort ansässigen Völkern schei-

nen somit besonders erfolgreich gewesen zu sein.

Die Bewaffnung der Auxiliareverbände unterschied sich von der der Legionen und orientierte sich häufig an der regionalen Herkunft der Hilfstruppen. So gab es die balearischen Steinschleuderer oder aber die dakischen Hilfstruppen (aus dem heutigen Rumänien), die mit der *falx*, einer sichelförmigen Hieb- waffe, kämpften. In der Frühphase der Rekrutierung scheinen regionaltypische Waffen von den verschiedenen Kohorten der Hilfstruppen übernommen worden zu sein. Der römischen Führung war daran gelegen, die Hilfstruppen mit Waffen kämpfen zu lassen, mit denen sie vertraut waren. Dennoch ist anzunehmen, dass die Hilfstruppen kein wildes Sammelsurium verschiedenster Waffen mit sich führten. Langfristig setzte eine gewisse Standardisierung bei der Bewaffnung ein. Traditionelle Kleidung scheint im ersten Jahrhundert ebenfalls noch bei den verschiedenen Hilfstruppen vorgeherrscht zu haben. Hosen waren zum Beispiel im germanischen, südosteuropäischen und kleinasiatischen Bereich üblich und wurden daher von dort stammenden Hilfstruppen getragen. Legionäre trugen dagegen Tuniken, die einem langen T-Shirt ähnelten und die bis über die Oberschenkel reichten. Hosen galten als barbarisch und wurden daher von römischen Bürgern abgelehnt. Ebenfalls spielten Farben bei einigen Völkern eine wichtige Rolle. So war bunte Kleidung in grellen Farben besonders bei Völkern aus dem Vorderen Orient beliebt. Im Laufe des zweiten und dritten Jahrhunderts ist jedoch eine stetige Vereinheitlichung der Kleidung der Hilfstruppen zu beobachten. Dies war dem Umstand geschuldet, dass die Hilfstruppen – wie bereits beschrieben – in andere Teile des Reiches verlegt wurden und weitere, dann zumeist lokal rekrutierte Soldaten mit der kulturellen Identität der Ursprungsregion nichts mehr gemein hatten. Somit fand eine Standardisierung durch Assimilation und Fusion von Bräuchen und Kleidung statt. Eine Anpassung der Hilfstruppen an die römischen Gepflogenheiten war somit unausweichlich.



akg-images



Im Namen des Imperiums: Gefangennahme von Dakern durch römische Auxiliarsoldaten. Ausschnitt aus dem Reliefband mit Szenen der Dakerkriege Trajans, 2. Krieg, 5. Feldzug 106 n.Chr. Gipsabguß, 1861, nach dem Marmororiginal der Trajanssäule auf dem Trajansforum in Rom.

Gegliedert waren die Auxiliareinheiten in Kohorten und sogenannte Alen (Kavallerieverbände), die wiederum in Zenturien bzw. *turmae* untergliedert waren. Eine Organisationsstruktur oberhalb der Alen und Kohorten scheint es nicht gegeben zu haben. Zur Erinnerung: In der römischen Legion formten 10 Kohorten eine Legion (circa 4800 Soldaten), die die größte Verbandsstruktur darstellte. Auxiliareinheiten waren hingegen keiner Legion fest zugeordnet, sondern wurden bei Bedarf herangezogen, konnten aber auch unabhängig operieren. Insgesamt existierten knapp 300 derartige Kohorten und 80 Alen, so dass in den ersten zwei nachchristlichen Jahrhunderten etwa die Hälfte der römischen Armee aus solchen Hilfstruppen bestand.

Die Struktur der Auxiliarkohorten unterschied sich jedoch von der der Legionskohorten (siehe Tabelle). Es gab zwar die *cohors peditata*, die sich klassisch aus sechs Zenturien zusammensetzte. Daneben existierten aber auch die *cohors peditata milliaria*, die in zehn Zenturien gegliedert war und damit 800 Mann Sollstärke besaß. Eine *cohors equitata*

wiederum bestand aus sechs Zenturien und vier *turmae* und hatte somit 480 Infanteristen und 120 Kavalleristen. Eine *cohors equitata milliaria* bestand dagegen aus zehn Zenturien Infanterie und acht *turmae* Kavallerie, wodurch eine Stärke von 1040 Mann zu erwarten war. Die reinen Kavallerieverbände setzten sich wie folgt zusammen: Die klassische *Ala* bestand aus 16 *turmae* zu je 30 berittenen Soldaten und hatte somit eine Stärke von 480 Kavalleristen. Die *ala milliaria* bestand aus 24 *turmae* und zählte somit 720 Soldaten.

Die gemischten und reinen Kavallerieelemente der Hilfstruppen waren dabei für die militärische Führung von hoher Bedeutung, da die römischen Legionen – mit Ausnahme von berittenen Aufklärungstruppen, die jeder Legion unterstellt waren, der sogenannten Legionskavallerie *equites legionis* – über keine Kavallerie verfügten.

Soldaten der Kavallerie begannen häufig als Infanteriesoldaten. Ihnen konnte dann nach zehn Dienstjahren der Wechsel zu den berittenen Truppenteilen gelingen. Es handelte sich daher um eine förderliche Verwendung. Es gab jedoch

auch die Möglichkeit des direkten Einstiegs in die berittenen Verbände; vermutlich vor allem für römische Bürger. Denn seit der Zeit des Kaisers Augustus ist bekannt, dass auch römische Bürger in den Auxiliarverbänden dienten und deren Anteil vermutlich im Laufe der folgenden zwei Jahrhunderte prozentual zunahm. Was könnte hierfür der Beweggrund gewesen sein? Zunächst boten Hilfstruppen die Möglichkeit, in Kavallerieeinheiten aufgenommen zu werden, was einigen vielleicht attraktiver erschien als eine Karriere in der Legion. Warum sich jedoch römische Bürger bei Infanterieeinheiten der Hilfstruppen verpflichteten, ist noch immer unklar. Vielleicht handelte es sich um Rekruten, die von der Legion abgelehnt worden waren. Denkbar wäre auch die regionale Verbundenheit mit Auxiliarkohorten.

Soldaten der Hilfstruppen erlangten am Ende ihrer Dienstzeit das römische Bürgerrecht. Allerdings war die Dienstzeit mit 25 Jahren deutlich länger als bei den Legionen. Beim Ausscheiden aus den Hilfstruppen erhielten zudem die Kinder der Soldaten, die nach deren Dienstzeit geboren wurden, ebenfalls



Grabstein eines Auxiliarsoldaten

Zur Erforschung des römischen Militärs stellen Grabsteine eine wichtige Quelle dar. Begräbniskassen, in die jeder Soldat einen Teil seines Soldes einzahlte, waren in allen Einheiten vorhanden, um verstorbenen Kameraden eine würdige Beisetzung zu ermöglichen. Soldaten starben nicht nur im Krieg, sondern auch an Krankheiten oder bei Unfällen. Die Inschriften auf den Grabsteinen ähneln sich und geben in der Regel den Namen, das Alter und die Dienstzeit des Verstorbenen an. Im Falle des hier abgebildeten Grabsteins lautet der Text wie folgt: *Petronius Disacent(us) / Dentubrise f(ilius) eq(ues) turma / Longini ex c(o)ho(rte) VI Thra(cum) / ann(or)um XX stip(endiorum) V h(ic) s(itus) e(st) / heres pos(u)it.*

Die Übersetzung lautet:

Petronius Disacentus, Sohn des Dentubrisa, Reiter der Abteilung des Longinus, von der 6. Thraker-Kohorte, 20 Jahre alt, 5 Dienstjahre, liegt hier. Sein Erbe ließ den Grabstein setzen. Es handelte sich um einen Soldaten, der bereits mit 15 Jahren in die Cohors VI Thracum eintrat. Die Kohorte wurde im Gebiet des heutigen Bulgariens (Thracum) aufgestellt und war Ende des 1. Jahrhunderts in Germanien am Rhein stationiert. Dort wurde auch der Grabstein gefunden. Es handelte sich um eine cohors equitata, die aus sechs Zenturien Infanterie und vier turmae Kavallerie bestand. Der Eintritt in die Auxiliereinheit im Alter von 15 Jahren ist ungewöhnlich früh und so kaum von anderen Grabsteinen bekannt. In der Regel waren die Rekruten zwischen 18 und 23 Jahre alt. Der Grabstein zeigt im oberen Bereich einen berittenen Soldaten, der über einen Feind hinwegreitet. Bei dem Reiter handelt es sich um den Verstorbenen.

das Bürgerrecht. Dies galt nicht für die Ehefrauen sowie die Kinder, die während der Dienstzeit geboren wurden.

Mit der von Kaiser Caracalla erlassenen *Constitutio Antoniniana* aus dem Jahre 212 n. Chr. sollte der rechtliche Unterschied für praktisch alle Rekruten der Legionen und der Auxiliereinheiten verschwinden. Gemäß der *Constitutio Antoniniana* stand nämlich allen frei geborenen Personen im Römischen Reich und somit auch einem Großteil der Rekruten der Auxiliereinheiten das römische Bürgerrecht zu. Es gab aber auch

weiterhin Rekruten, die außerhalb der Grenzen geboren wurden und somit nur für die Auxiliereinheiten in Frage kamen. Unterdessen verschwammen die Unterschiede zwischen den Hilfstruppen und den Legionen immer mehr und das römische Militär veränderte im Laufe des späten dritten und vierten Jahrhunderts zusehends seine Gestalt. Die Legionen übernahmen dabei auch vermehrt Bewaffnung und Aussehen der Hilfstruppen, sodass ein römischer Legionär des ersten Jahrhunderts in seinem Nachfolger aus dem vierten Jahr-

hundert möglicherweise einen Soldaten der Hilfstruppen vermutet hätte.

Oberstleutnant Dr. Lucas Michaelis ist Stellvertretender Leiter der Arbeitsgruppe des ZMSBw im Bundesarchiv-Militärarchiv. Er hat zur römischen Geschichte promoviert.

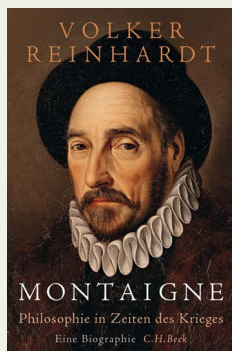
Literaturtipp

Ian Haynes, Blood of the Provinces. The Roman Auxilia and the Making of Provincial Society from Augustus to the Severans, Oxford 2013.

Sollstärke von Auxiliereinheiten

Verband	Zenturien	Sdt je Zenturie	Gesamtstärke Inf	Turmae	Sdt je Turmae	Gesamtstärke Kav	Gesamtstärke Verband
Ala			0	16	30	480	480
Ala milliaria			0	24	30	720	720
Cohors peditata	6	80	480				480
Cohors peditata milliaria	10	80	800				800
Cohors equitata	6	80	480	4	30	120	600
Cohors equitata milliaria	10	80	800	8	30	240	1040

Bücher



Krieg und Philosophie

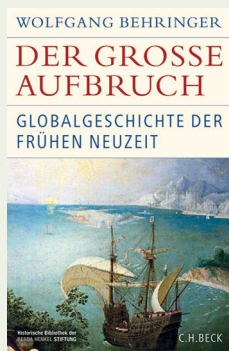
Abgeleitet vom französischen »esayer« (versuchen) nannte er seine Schriften schlicht »Versuche« und schuf eine neue Literatur-Gattung: das Essay. Die Rede ist von dem französischen Juristen, Diplomaten und Philosophen Michel de Montaigne (1533–1592).

Einzelne Sätze daraus lesen sich nett: »Wenn ich mit meiner Katze spiele, wer weiß, ob sie sich nicht mehr die Zeit mit mir vertreibt als ich mit ihr?« Dahinter aber steckt keine Idylle, sondern die Frage nach der Erkenntnisfähigkeit des Menschen, wie der Montaigne-Biograf Volker Reinhardt lesenswert erklärt.

Montaigne schrieb während der blutigen Religions- und Bürgerkriege in Frankreich. Er dachte intensiv über sich und die Welt nach. Er entlarvte die angeblich so hehren religiösen Motive als pures egoistisches Machtgebaren. Er rief zu Skeptizismus, eigenem Nachdenken, Toleranz und Gewaltfreiheit auf. Kurz: Er ist so aktuell wie nie oder aber leider so aktuell wie immer.

Harald Potempa

Volker Reinhardt, Montaigne. Philosophie in Zeiten des Krieges. Eine Biographie, München 2023. ISBN 978-3-406-79741-5, 330 S., 29,90 Euro



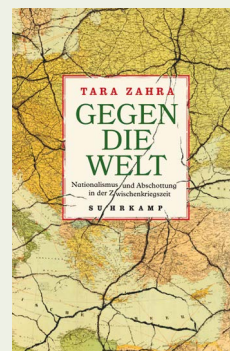
Globalgeschichte

Eine »Globalgeschichte zu konstruieren, die [er] selbst gerne gelesen hätte«, war der Wunsch des Autors, Wolfgang Behringer. Nach der Lektüre kann davon ausgegangen werden, dass sich dieser erfüllt hat. Auf über 1000 Seiten entfaltet Behringer sprachgewaltig ein detailliertes und komplexes Panorama mit zahlreichen Episoden aus über 300 Jahren Menschheitsgeschichte. Dabei nimmt er die Lesenden unter anderem mit zur »Goldenen Horde« und auf Francesco Carlettis Weltreise, stellt die europäischen Aktiengesellschaften vor, denen Holland und England ihren Aufstieg im 17. Jahrhundert zu verdanken hatten, oder präsentiert prägnant das »Monstrum« Nationalismus.

Besonders lesenswert sind Behringers einleitende Rechtfertigung sowie der Epilog, in welchem er in zehn Minikapiteln pointierte Überlegungen zu Themen wie Massaker, Weltbevölkerung oder Kolonialismus anstellt und zu weiteren Forschungen anregt. Ein nicht nur wegen des Seitenumfangs gewichtiges Buch, das Maßstäbe setzt.

Victor Marnetté

Wolfgang Behringer, Der große Aufbruch. Globalgeschichte der Frühen Neuzeit, München 2023. ISBN 978-3-406-78344-9, 1319 S., 48,00 Euro



Zwischen den Kriegen

In ihrem neuesten Werk betrachtet Tara Zahra den Niedergang der globalisierten Welt nach dem Ersten Weltkrieg. Überzeugend arbeitet sie heraus, wie die zunehmende internationale Verflechtung bereits vor 1914 neben einer Reihe von Vorzügen auch Nachteile und Risiken mit sich brachte. Diese führten zu Bestrebungen, die Globalisierung wieder rückgängig zu machen. Der Weltkrieg und seine Folgen verstärkten diese Entwicklung noch. Nationale Abschottung, Zollschranken und striktere Einwanderungskontrollen ließen Ströme von Waren und Menschen versiegen. Insbesondere die unterlegenen Mittelmächte versuchten, sich von der Weltwirtschaft abzukapseln. Die neue, entglobalisierte Welt trug die Saat des Zweiten Weltkrieges bereits in sich. Hierbei gelingt es Zahra, globale Themen mit dem Schicksal einzelner Menschen zu verknüpfen. Die Ähnlichkeiten zu den Entwicklungen in unserer Gegenwart sind erstaunlich und mit Wissen über die damaligen Folgen geradezu erschreckend.

Dennis Werberg

Tara Zahra, Gegen die Welt. Nationalismus und Abschottung in der Zwischenkriegszeit. Aus dem Engl. von Michael Bischoff, Berlin 2024. ISBN 978-3-518-43180-1, 448 S., 36,00 Euro



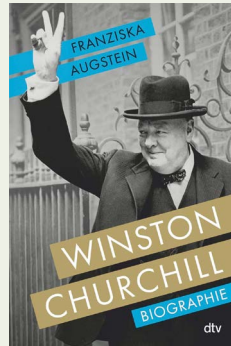
Hitler und der Erste Weltkrieg

Gerd Krumeich stellt seinem neuesten Buch ein autobiografisches Vater-Sohn-Gespräch voran, in dem es darum geht, wer damals eigentlich Nazi gewesen sei. Doch in dem Werk selbst geht es um viel mehr: unter anderem um das Trauma des verlorenen Ersten Weltkrieges, das Kriegsgedenken vor und nach 1933 oder Hitlers Revision des Versailler Friedensvertrags. Besonders gelungen sind der Abschnitt zu »eine[r] neue[n] soldatische[n] Kriegserzählung« sowie Krumeichs Ausführungen zur nationalsozialistischen Denkmalpolitik. Des Weiteren betont er, dass die Wirkungsgeschichte des Ersten Weltkrieges auf die Weimarer Republik noch gründlicher erforscht gehört.

Der Autor gesteht zu Beginn ein, dass der Buchtitel eine »Provokation« darstelle, weil seiner Meinung nach »der Aspekt des Einflusses des Ersten Weltkrieges auf die Akzeptanz der Deutschen für Hitler und seine Bewegung« unterbelichtet sei. Krumeichs Studie leistet hierzu einen lesenswerten Beitrag.

Victor Marnetté

Gerd Krumeich, *Als Hitler den Ersten Weltkrieg gewann. Die Nazis und die Deutschen 1921–1940*, Freiburg 2024. ISBN 978-3-451-38568-1, 352 S., 26,00 Euro



Comeback-Churchill

An ein »zufriedenes Grinsen« des britischen Premierministers erinnerten sich dessen Mitarbeiter, als diesem am 22. Juni 1941 morgens die Nachricht vom deutschen Überfall auf die Sowjetunion überbracht wurde. Winston Churchill sagte, er wette »fünfhundert zu eins«, dass sich die »Russen« auch noch 1942 gegen die Wehrmacht behaupten. In Westminster und Whitehall schätzten sie die Durchhaltefähigkeit der Roten Armee ein: »eher auf Wochen denn Monate«. Churchill behielt Recht, wie so oft. Er war vor dem Beginn des Zweiten Weltkrieges ein einsamer, vor dem kommenden Krieg warnender Rufer in der Wüste, als noch Appeasement die britische Politik prägte. 1940 riefen sie ihn – ins Amt des Premierministers. Den Krieg gewann Churchill, den Frieden verlor er: Bei den Unterhauswahlen im Juli 1945 entzogen ihm die Briten das Vertrauen. 1951 gelang ihm ein Comeback als Premierminister. Comebacks prägten seine politische Karriere: 1951, 1940 und zuvor schon 1917, nachdem er 1915 als Erster Lord der Admiralität zurücktreten musste.

Klaus Storkmann

Franziska Augstein, *Winston Churchill. Biographie*, München 2024. ISBN 978-3-423-28410-3, 615 S., 30,00 Euro



Überall ist Krieg

Das 21. Jahrhundert ist erst 24 Jahre alt, doch lohnt sich schon jetzt ein Blick auf seine Militärgeschichte. Der Politologe Wilfried von Bredow beschreibt die Kriege in unserer globalisierten Welt. Schwerpunkte sind die Ausprägungen ihrer Kriegsökonomien, ihrer verwendeten Waffensysteme und ihrer Funktion in der (inter-)nationalen Politik. Von der Machete bis zur vernetzten Drohne mit künstlicher Intelligenz werden gegenwärtig alle Waffen auf den Schlachtfeldern der Erde genutzt. Bredow stellt die vielen Konflikte in Afrika, dem Nahen Osten, in Afghanistan, die Russlands sowie den Krieg gegen den Terror vor. Am Ende ordnet er diese noch in ihr Verhältnis zu Deutschland ein und stellt die Frage, wie Kriege verhindert, eingedämmt und beendet werden können. Viele Veteranen der Bundeswehr werden darin auch einen Teil ihrer eigenen Einsatzgeschichte wiederfinden.

Christian Jentzsch

Wilfried von Bredow, *Kriege im 21. Jahrhundert. Wie heute militärische Konflikte geführt werden*, Berlin 2024. ISBN 978-3-898-09235-7, 279 S., 28,00 Euro

Medien

Historisches im Heute

»Der Rest ist Geschichte«, DLF-Podcast, wöchentlich, ca. 45 Minuten

Lange her, aber nicht vorbei: Jede Woche suchen die Macher des Podcasts »Der Rest ist Geschichte« in der Vergangenheit Antworten auf Fragen, die sich aus der Gegenwart heraus stellen.

Gleich die erste Folge des Podcasts widmet sich dabei einem militärgeschichtlichen Thema: »Unser Bild vom deutschen Soldaten – Mörder, Brunnenbauer, Beschützer«. Ein durchaus provokanter Titel, der die ganze Breite der in dieser Folge angerissenen Themen abdecken soll. Die zentrale Frage des Moderators lautet: »Warum haben wir in Deutschland so ein gespaltenes Verhältnis zur Bundeswehr?«

Zur Beantwortung dieser Frage kommen in der Folge verschiedene Interviewpartner zu Wort. Zu Beginn zum Beispiel die Soldatin Hülya Sützen. Sie schildert ihre persönlichen Erfahrungen in der Bundeswehr und inwiefern sich

die Wahrnehmung der Bundeswehr in der Gesellschaft aus ihrer Sicht verändert hat. Ein entscheidender Einschnitt war, da sind sich auch alle weiteren Gesprächspartner einig, der 22. Februar 2022 und der Angriff Russlands auf die Ukraine. In der Folge erzählt zudem der Historiker Sönke Neitzel von der eigenen Wehrdienstzeit, er nimmt aber vor allem eine wissenschaftliche Einordnung der Thematik vor und beschreibt, wie sich das Bild des deutschen Soldaten in der Bundesrepublik, und in der Erweiterung auch der DDR, bis heute entwickelt hat. Ein weiterer Gesprächspartner ist Peter Augst, der 1984 als Mitglied der »Ärzte gegen den Atomkrieg« in einer Podiumsdiskussion die Aussage »Jeder Soldat ist ein potenzieller Mörder« tätigte und dafür verklagt wurde.

Mit dem Thema »Wie Kriege enden« beschäftigt sich eine weitere Folge des Podcasts. Dabei geht es auch darum, wie der Blick in die Geschichte helfen kann, Konflikte von heute besser zu verstehen. Der Historiker Jörn Leonhard stellt heraus, dass der Blick dabei zumeist auf

den Beginn von Kriegen gerichtet werde und weniger darauf, wie diese ausgehen. Dies liege vor allem daran, dass sich das Ende von Kriegen häufig sehr komplex und unübersichtlich gestalte. Manchmal kann es aber auch ganz einfach sein. Etwa bei einem Krieg, der offiziell 335 Jahre andauerte (1651–1986) und damit als längster Krieg der Geschichte gilt, nämlich derjenige zwischen den Niederlanden und den sogenannten Scilly-Inseln vor der englischen Küste. Dieser wurde einfach dadurch beendet, dass der Gouverneur der Inseln 1986 den niederländischen Botschafter anschrieb, der daraufhin den Krieg für beendet erklärte.

Der Podcast verbindet in einer kurzweiligen und dennoch sehr informativen Mischung Interviews mit Experten und Zeitzeugen sowie Einspieler von Originaltönen mit aktuellen Kommentaren zum und aus dem Zeitgeschehen. Die einzelnen Folgen decken dabei eine große Spannbreite an Themen ab und reichen von »Cäsar, Hitler, Putin – Darf man einen Tyrannen töten?« über die Geschichte des Impfens (»Warum Impfen politisch ist«) bis hin zur Geschichte eines Materials (»Wie Plastik zum Problem wurde«).

Dabei wird immer wieder deutlich: Die Frage stellt sich im Heute, doch der Rest ist Geschichte.

Trailer und mehr Informationen unter :
<https://www.deutschlandfunk.de/deutschlandfunk-der-rest-ist-geschichte-100.html>

Cornelia Juliane Grosse



Ausstellungen

BERLIN

Dem Leben auf der Spur

Berliner Medizinhistorisches Museum der Charité
Charitéplatz 1
10117 Berlin
Tel: 0 30 / 450 53 61 56
www.bmm-charite.de
Dauerausstellung
Dienstag, Donnerstag, Freitag, Sonntag
10.00 bis 17.00 Uhr
Mittwoch, Samstag
10.00 bis 19.00 Uhr
Eintritt: 10,00 Euro
Ermäßigt: 5,00 Euro

Nachrichten – News

Museum für Kommunikation Berlin
Leipziger Straße 16
10117 Berlin
Tel: 0 30 / 20 29 40
www.mfk-berlin.de
Sonderausstellung
11. Oktober 2024 bis 31. August 2025
Dienstag
09.00 bis 20.00 Uhr
Mittwoch bis Freitag
09.00 bis 17.00 Uhr
Wochenende und Feiertage
10.00 bis 18.00 Uhr
Eintritt: 8,00 Euro
Ermäßigt: 4,00 Euro
Bis 18 Jahre frei

Prinzip Held*

Von Heroisierungen und Heroismen
MHM Flugplatz Berlin-Gatow
Am Flugplatz Gatow 33
14089 Berlin

Tel: 0 30 / 36 87 26 01
www.mhm-gatow.de
Sonderausstellung
Bis 3. November 2024
Dienstag bis Sonntag
10.00 bis 18.00 Uhr
Eintritt frei

Was ist Aufklärung? Fragen an das 18. Jahrhundert

Deutsches Historisches Museum
Unter den Linden 2
10117 Berlin
Tel: 0 30 / 20 30 40
www.dhm.de
Sonderausstellung
18. Oktober 2024 bis 6. April 2025
Täglich
10.00 bis 18.00 Uhr
Donnerstag
10.00 bis 20.00 Uhr
Eintritt: 7,00 Euro
Ermäßigt: 3,50 Euro
Bis 18 Jahre frei

HALTERN

LWL-Römermuseum

Weseler Straße 100
45721 Haltern am See
Tel: 0 23 64 / 93 76 0
www.lwl-roermuseum-haltern.de
Dauerausstellung
Dienstag bis Freitag
09.00 bis 17.00 Uhr
Samstag, Sonntag, Feiertage
10.00 bis 18.00 Uhr
Eintritt: 7,00 Euro
Ermäßigt: 3,50 Euro
Bis 17 Jahre frei

HAMBURG

Deutschland um 1980. Fotografien aus einem fernen Land

Altonaer Museum
Museumstraße 23
22765 Hamburg
Tel: 0 40 / 42 81 350
www.shmh.de/altonaer-museum/
Sonderausstellung
9. Oktober 2024 bis 3. März 2025
Montag, Mittwoch bis Freitag
10.00 bis 17.00 Uhr
Samstag bis Sonntag
10.00 bis 18.00 Uhr
Eintritt: 8,50 Euro
Ermäßigt: 5,00 Euro
Bis 18 Jahre frei

MERGENTHEIM

Der Deutsche Orden und die Kreuzzüge

Residenzschloss
Mergentheim
Schloß 16
97980 Mergentheim
Tel: 0 79 31 / 12 30 60
www.schloss-mergentheim.de
Öffnungszeiten bis 31. Oktober
Mittwoch bis Sonntag und Feiertag
10.30 bis 17.00 Uhr
Öffnungszeiten ab 1. November
Mittwoch bis Samstag
14.00 bis 17.00 Uhr

Sonn- und Feiertag
10.30 bis 17.00 Uhr
Eintritt: 7,00 Euro
Ermäßigt: 3,50 Euro
Bis 6 Jahre frei

MÜNCHEN

Aber hier leben? Nein Danke.

Surrealismus und Antifaschismus
Lenbachhaus
Luisenstraße 33
80333 München
Tel: 0 89 / 23 39 69 33
www.lenbachhaus.de
Sonderausstellung
15. Oktober 2024 bis 2. März 2025
Dienstag bis Sonntag und Feiertag
10.00 bis 18.00 Uhr
Donnerstag
10.00 bis 20.00 Uhr
Eintritt: 10,00 Euro
Ermäßigt: 5,00 Euro
Bis 18 Jahre frei

Der besondere Tipp

Das Große Militärwaisenhaus zu Potsdam 1724–2024

akg-images / Günter Schneider



Unter königlichem Dach: Das Militärwaisenhaus in Potsdam.

Sie ist nicht zu übersehen, sie blinkt golden und ist ein Wahrzeichen der Stadt Potsdam: die Figur der »Caritas« auf dem Großen Militärwaisenhaus zu Potsdam. Caritas bedeutet Nächstenliebe und Wohltätigkeit, auf Französisch Charité. Seit 1771 befindet sich diese Figur auf dem Erweiterungsbau des Großen Militärwaisenhauses, das am 1. November 1724 von Friedrich Wilhelm I., König in Preußen, besser bekannt als der »Soldatenkönig«, gestiftet wurde. Der König hatte sich von den Franckeschen Stiftungen in Halle an der Saale inspirieren lassen. Er wusste um die große Zahl von in Kriegen gefallenen oder verkrüppelten bzw. verarmten Soldaten. Diese hinterließen Kinder, um die er sich kümmern wollte.

Der Begriff »Waise« aber ist etwas missverständlich, da es sich nicht nur um Kinder oder Jugendliche handelte, deren Eltern gestorben waren, sondern auch um solche, die aus armen oder verarmten Familien kamen. Sie hätten sonst betteln müssen.

Für den König war wichtig, dass diese Kinder und Jugendlichen sowohl eine Schul- als auch eine Berufsausbildung

bekamen, um sich später selbst ernähren zu können. Zunächst sollten dabei nur Jungen aufgenommen werden, ab 1725 aber kamen auch Mädchen ins Militärwaisenhaus. Diese lernten statt eines Handwerkes Hauswirtschaft. Innerhalb kürzester Zeit war die Anzahl der Zöglinge auf stattliche 600 angewachsen, 1740 wurden dort sogar 1400 Jungen und 155 Mädchen ausgebildet. Der Unterricht in den Fächern Christentum, Schreiben, Lesen und Rechnen war straff militärisch organisiert. Ganz uneigennützig aber handelten der König und seine Nachfolger nicht. Potenzielle Bettler waren von der Straße weg, wurden unterrichtet, ausgebildet und somit zu »nützlichen Gliedern« der Gesellschaft erzogen. Es galt das Motto: »Müßiggang ist aller Laster Anfang« bzw. »Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen«. Die Berufsausbildung geschah in den staatlichen Tuchmanufakturen, in Gewerfabriken, der Landwirtschaft und im Bergwerk mit aus heutiger Sicht langen Arbeitszeiten von zehn Stunden und mehr. Nicht zuletzt stellten die Zöglinge während ihrer Ausbildung somit vergleichsweise billige Arbeitskräfte dar.

Nicht wenige von ihnen wurden nach ihrem Aufenthalt im Großen Militärwaisenhaus schließlich Soldaten und genau das sollten sie ja auch werden. Somit war es nicht nur selbstlose Nächstenliebe, der Nützlichkeitsgedanke kam nicht zu kurz, die Caritas als Figur aber blitzt golden bis zum heutigen Tage.

*Helene Heldt
Harald Potempa*

**Eingangshalle und Treppenhaus können besichtigt werden. Es gibt eine digitale Ausstellung sowie ein Waisenhaus-Museum.
<https://stiftungwaisenhaus.de>**

Impressum

Herausgegeben vom Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr durch Oberst Dr. Sven Lange und Oberst Dr. Uwe Hartmann (V.i.S.d.P.)

Chefredakteurin:
Cornelia Juliane Grosse M.A.

Chef vom Dienst:
Oberstleutnant Chris Helmecke M.A.

Redaktion:
Oberstleutnant Chris Helmecke M.A.
Fregattenkapitän Dr. Christian Jentzsch
Oberstleutnant Dr. Harald Potempa
Major Martin Schulz M.A.
Oberstleutnant Dr. Klaus Storkmann
Major Dr. Dennis Werberg

Leiter Fachbereich Publikationen:
Dr. Christian Adam
Bildredaktion: Esther Geiger
Redaktionsassistentin: Christine Mauersberger
Lektorat: Björn Mielbrandt
Karten: Daniela Heinicke, Bernd Nogli,
Frank Schemmerling
Ausstellungen: Daniel Schilling, RefMusWes
Layout: Carola Klinke

Anschrift der Redaktion:
Redaktion »Militärgeschichte«
ZMSBw
Postfach 60 11 22, 14411 Potsdam
E-Mail: ZMSBwRedaktionMil.Geschichte@bundeswehr.org
Homepage: www.zms.bundeswehr.de

Manuskripte für die **Militärgeschichte** werden an obige Anschrift erbeten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird nicht gehaftet. Die Redaktion behält sich Änderungen von Beiträgen vor. Die Wiedergabe in Druckwerken oder Neuen Medien, auch auszugsweise, anderweitige Vervielfältigung sowie Übersetzung sind nur nach vorheriger schriftlicher Zustimmung erlaubt. Die Redaktion übernimmt keine Verantwortung für die Inhalte von in dieser Zeitschrift genannten Webseiten und deren Unterseiten.

Für das Jahresabonnement gilt aktuell ein Preis von 15,00 Euro inklusive Versandkosten (innerhalb Deutschlands). Die Hefte erscheinen in der Regel jeweils zum Beginn eines Quartals. Die Kündigungsfrist beträgt sechs Wochen zum Ende des Bezugszeitraumes.

Ihre Bestellung richten Sie bitte an:
ZMSBw
z.Hd. Frau Christine Mauersberger
Postfach 60 11 22, 14471 Potsdam
Tel.: 0331/9714 599, Fax: 0331/9714 507
E-Mail: ChristineMauersberger@bundeswehr.org

© 2024 für alle Beiträge beim ZMSBw

Druck: Druckhaus Plagge GmbH
An der Feuerwache 7, 49716 Meppen
E-Mail: info@druckhaus-plagge.de

ISSN 0940-4163

Militärgeschichtliche Sammlung Bataillon Elektronische Kampfführung 932

Burgwaldkaserne Frankenberg (Eder)

Im hessischen Frankenberg an der Eder gibt seit 2012 eine Militärgeschichtliche Sammlung Einblicke in die Verbands- und Truppengattungsgeschichte sowie die Spezialfähigkeiten der Elektronischen Kampfführung (EloKa). Historisch aus der Truppengattung der Fernmeldetruppe kommend, stört sie die gegnerische Kommunikation, klärt gegnerische Funkverkehre auf und ist damit ein unverzichtbarer Teil der Informationsgewinnung im Gefecht.

Die Ausstellung informiert über die Geschichte des Verbandes am Standort vom Beginn des Kalten Krieges bis heute. Alte und moderne Technik zur ortsfesten und mobilen EloKa vermitteln den Dienstalltag in Vergangenheit und Gegenwart. Die Ausstellung wurde 2022 neu konzipiert und erweitert, um auch den internationalen Einsätzen sowie den Themen Tod und Verwundung gebührenden Raum zu geben.

Bundeswehr / Ulrich Schlicht



Bundeswehr / Ulrich Schlicht



Bundeswehr / Ulrich Schlicht



i

Burgwaldkaserne
Marburger Straße 75
35066 Frankenberg (Eder)

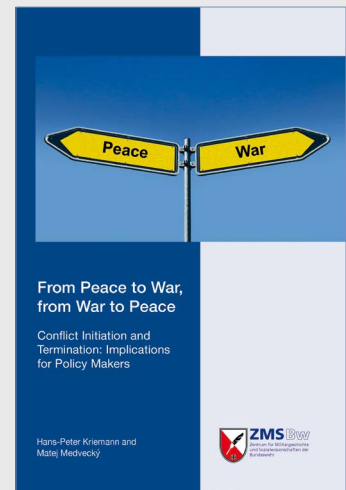
06451 / 740 28 26
EloKaBt1932MilGeschSammlung@bundeswehr.org

Publikationen des ZMSBw



Josef D. Blotz
Denkmäler für den Widerstand gegen den Nationalsozialismus
Topographie einer deutschen Erinnerungslandschaft am Beispiel des 20. Juli 1944.
Berlin, Boston: De Gruyter 2024
(= Beiträge zur Militärgeschichte, 83),
VII+313 Seiten, 39,95 Euro,
ISBN 978-3-11-138074-2

Hans-Peter Kriemann and Matej Medvecký
From Peace to War, from War to Peace
Conflict Initiation and Termination: Implications for Policy Makers.
Potsdam: ZMSBw 2024
(= Potsdamer Schriften des ZMSBw, 36)
246 Seiten, 11,00 Euro,
ISBN 978-3-941571-57-0



ZUGEHÖRT! Der Podcast des ZMSBw



Die Schutzstaffel der NSDAP

Auch fast 80 Jahre nach Ende des nationalsozialistischen Regimes ist die Unkenntnis über die Schutzstaffel noch groß. Welche Rolle spielte sie im NS-System? Wer waren ihre Mitglieder? Für welche Verbrechen war die SS verantwortlich? Antworten auf diese Fragen gibt es in der neuesten Folge von Zugehört!